INTERNATIONALE
ZEITSCHRIFT FÜR

INDIVIDUAL PSYCHOLOGIE

ARBEITEN AUS DEM GEBIETE DER PSYCHOTHERAPIE, PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

GELEITET VON

DR. ALFRED ADLER

PROFESSOR AM LONG ISLAND MEDICAL COLLEGE, NEW YORK

14. JAHRGANG, NR. 3 / JULI / SEPT. 1936

REDAKTION U. ADMINISTRATION:
WIEN VI., JOANELLIGASSE 6

VERLAG VON MORITZ PERLES, WIEN

STÄNDIGE MITARBEITER: DR. J. CARRUTHERS YOUNG, M. C., M. D., M. S. (LONDON), DOZENT STEFAN v. MADAY (BUDAPEST), DR. D. G. CAMPBELL (CHICAGO), PROF. DR. A. R. RADCLIFFE-BROWNE (CHICAGO), DR. P. H. RONGE (UTRECHT), DR. OLIVER BRACHFELD (BARCELONA), PROF. EYÜP HAMDI BEY (ÖDEMIS), DR. DEMETRIOS MORAITIS (ATHEN), PROF. FELIX ASNAOUROW (ARGENTINIEN), DR. ARTHUR HOLUB (WIEN), DR. RUDOLF DREIKURS (WIEN), DR. LYDIA SICHER (WIEN), FERDINAND BIRNBAUM (WIEN), DR. ERWIN O. KRAUSZ (WIEN), DR. FRANZ PLEWA (WIEN) u. a.

SCHRIFTLEITER: DR. LADISLAUS ZILAHI, WIEN, VI., JOANELLIGASSE 6

Wir bitten unsere Leser, die Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise zum Abonnement zu empfehlen und bei Werbung von neuen Lesern mitzuwirken, bzw. unsere Propaganda durch die Angabe von Adressen zu unterstützen, an die wir bereitwilligst Probehefte versenden.

Die den *redaktionellen Teil* der Zeitschrift betreffenden Mitteilungen und Manuskripte sind an den *verantwortlichen Schriftleiter: Dr. Lad. Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6,* zu senden.

Alle Rechte, auch die der Übersetzung oder teilweisen Wiedergabe der in dieser Zeitschrift veröffentlichten Arbeiten, *vorbehalten.*

Der 13. Jahrgang der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie", 1935. erscheint vierteljährlich in einem Gesamtumfange von 260 Druckseiten (in Großoktavformat). In den nachstehenden Bezugspreisen ist das Porto inbegriffen:

		im Jahresabonnement:	Einzelheft:
Österreich	Schilling	13.—	4.—
Deutschland	Reichsmark	7.50	2.50
England	s	11/—	3/—
U. S. A.	Dollar	4.—	1.25
Frankreich	Francs	50.—	15.—
Italien	Lire	35.—	10.—
Spanien	Pesetas	25.—	7.50
Schweiz	Franken	10.—	3.—
Holland	Gulden	5.—	1.50
Belgien	Belga	12.50	4.—
Dänemark	Kronen	13.—	4.—
Schweden	Kronen	11.—	3.50
Norwegen	Kronen	11.—	3.50
Polen	Zloty	15.—	4.50
Tschechoslowakei	Kč	70.—	22.—
Ungarn	Pengö	12.—	4.—
Jugoslawien	Dinare	150.—	45.—
Rumänien	Lei	350.—	100.—
Übriges Ausland	Schweizer Franken	10.—	3.—

Überweisung in *Österreich* durch die österr. Postsparkassa (Kontonummer: A 198.971) oder mittels Postanweisung, im *Auslande* mittels Bankschecks an die *Administration der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie", Wien, VI., Joanelligasse 6.* Alle die Administration der Zeitschrift betreffenden Wünsche und Mitteilungen sind an diese Adresse zu richten.

Auslieferung für den Buchhandel: Verlag Moritz Perles, Wien, I., Seilergasse 4.

XIV. JAHRGANG 1936 / HEFT 3

INHALT:

Seite

ALFRED ADLER: Neurotisches Weltbild 129
Dr. JOSEF TAKATS: Kriminologie und Individualpsychologie 137
Dr. IGNAZ WEITZ: Psychische Komponenten bei Haut- und Geschlechtskrankheiten 156
Dr. HEINRICH M. BOSSHARD: Die Träume des Herrn P. 166
SOFIE LAZARSFELD: Jarl Skules Weg zu Gott (Ibsens Kronprätendenten) . . . 176
CHRONIK: Nachrichten und kleine Mitteilungen 191

Neurotisches Weltbild.

Von ALFRED ADLER.

Ist es das Streben des Individualpsychologen, die Kenntnis der nervösen Persönlichkeit aus ihren fehlgeschlagenen Beziehungen zur wirklichen Welt, wie sie dem sozialgerichteten Auge entspricht, zu erlangen, so ist er, um seinen Patienten zu überzeugen, bestrebt, ihm dessen unrichtiges, fiktives Weltbild, die haltlose Philosophie seines Lebens klar auseinanderzusetzen. Der Neurotiker ist so sehr in seine in der Kindheit geschaffene Welt schlafwandlerisch verflochten, daß er nur unter den günstigen Bedingungen einer individualpsychologisch geleiteten Diskussion und mit dem schmalen Anteil seines Gemeinschaftsgefühls, und daher mit dem verringerten Maß seines common sense, mitzugehen imstande ist. Die Heilung erfolgt durch die Zerstörung des falschen und restlose Anerkennung des gereiften Weltbildes, was immer in jenen Formen geschieht, die wir nur aphoristisch als Vergrößerung seines Gemeinschaftsgefühls, Ermutigung, Verzicht auf Scheingröße und stärkere Unabhängigkeit von der Meinung der andern ausdrücken können. Das reifere Weltbild setzt diese Aufgabe, in deren Lösung nicht etwa eine Anpassung, wie die des Wurms in einem Apfel, verstanden werden kann, sondern Richtigkeiten, wie sie für alle und für eine vorauszusetzende Ewigkeit gelten sollten.

Fraglos, daß das unrichtige Weltbild des Neurotikers ständig durch die Wirklichkeit so stark ins Schwanken gebracht wird, daß der Neurotiker sich von vielen Seiten bedroht fühlt, seinen Wirkungskreis einengt, pedantisch die gleichen Stellungnahmen zum Ausdruck bringt, einen Minderwertigkeitskomplex mit allen Folgen zeigt, dem zu entkommen, da nun das Todesproblem droht, er krampfhaft einen Überlegenheitskomplex konstruiert. Mutlosigkeit, Zweifel, Überempfindlichkeit, Ungeduld, aufgepeitschte Affektivität und Rückzugserscheinungen, körperliche und seelische Störungen mit allen Zeichen der Schwäche und des Anlehnungsbedürfnisses beweisen immer wieder, wie er den früh erworbenen „verzärtelten Lebensstil“ nie verlassen hat. Wie er, mit geringer Aktivität ausgestattet, ohne genügendes Gemeinschaftsgefühl sich eine Welt vorgespiegelt hatte, in der er berechtigt wäre überall der Erste zu sein, ohne im negativen Falle eine andere Antwort bereit zu haben, als in mehr oder weniger gehässiger Weise andere, das Leben, die Eltern anzuklagen. Diese Einengung auf einen kleinen Bezugskreis bringt es mit sich, daß er Fragen notwendiger Art ungelöst läßt, vor sie gestellt mit einer Schockwirkung antwortet und in dieser exogen ausgelösten Situation Schocksymptome entwickelt, die seiner Körperlichkeit und seinem Lebensstil entsprechen, besonders aber jene betont, die ihn zu berechtigen scheinen, der vorliegenden mit einer Niederlage drohenden Frage auszuweichen.

Die Mannigfaltigkeit der nun erscheinenden Symptome läßt sich, wie ich in meinem im vorigen Heft dieser Zeitschrift erschienenen Artikel „Über Symptomwahl" gezeigt habe, ziemlich restlos begreifen. Freilich muß man es verstanden haben, daß seelische Zusammenhänge nicht im Sinne des Beobachters, sondern im Sinne des Patienten geschaffen werden, daß wir es bei den neurotischen Symptomen nicht mit dem „Ding an sich", nicht mit kausalen Faktoren zu tun haben, sondern mit der Meinung und Auffassung, mit dem fehlerhaften Weltbild des Patienten.

Vielleicht kann ich diese Tatsachen an folgendem Falle näher erläutern.

Ein 21jähriger Chicagoer Student der Anthropologie klagt über einen Mangel an Konzentrationsfähigkeit, über Verlust des Gedächtnisses und über starke Angsterscheinungen. Wir sind gewiß, daß wir eine ganze Reihe weiterer nervöser Symptome vorfinden werden.

Seine Mutter starb an einer Herzerkrankung. Schon vor ihrem Tode litt der Patient an starkem Herzklopfen, das sich nach ihrem Tode auffallend verstärkte.

Da wird mancher sagen: „Aha, er identifiziert sich mit der Mutter!" Der Individualpsychologe würde einwenden: „Du kommst zu diesem Schlusse, weil du starr nach einer einzigen Richtung blickst. Und du findest, was du schon vorher weißt. Du wirst nun, gezwungen durch dein Orientierungsschema, mit Schärfe darauf achten, ob du Anhaltspunkte findest für die homosexuelle Neigung dieses Patienten, der dem Vater die Mutter ersetzen will. Dagegen ist zu sagen: niemand schätzt die Rolle der Identifikation höher als der Individualpsychologe. Und wenn hier wirklich eine Identifikation mit der Mutter vorliegt, warum sollte diese Identifikation sich nur oder besonders auf die Sexuallibido erstrecken? Gibt es sonst nichts in der Persönlichkeit der Mutter, ihr Hauswerk, ihre Stellung zu gesellschaftlichen Fragen, das ganze Wesen ihrer Persönlichkeit, die zur Identifizierung Anlaß geben könnten? Könnte es nicht sein, daß dieser Sohn gerade die Enthebung von Aufgaben, die der kranken Frau gewährt wurde, höher stellt als alles andere? Wir wollen nicht auch in den Fehler voreiligen, durch unsere Blickrichtung dargebotenen Herumratens verfallen, obwohl die obigen Klagen des Patienten auf Enthebung Anspruch machen.

Auch eine andere Frage erhebt sich hier. Wir müssen alle jene Darstellungen verwerfen, als ob neurotische Symptome „gemacht" werden könnten. Sie sind vielmehr die letzten, automatischen Ausläufer tiefer liegender seelischer Erregungen. Eine Neigung, sich mit der Mutter zu identifizieren, Symptome nachzuahmen, könnte nie zu Herzklopfen führen. Daß aber die Angst, über die der Patient klagt, Herzklopfen hervorrufen kann, ist kaum zu bestreiten. Vielleicht wird sich der in der Medizin geschulte Individualpsychologe vorsichtigerweise auch zu der vorläufigen Annahme entschließen, daß vielleicht bei dem Patienten eine von der Mutter geerbte Organminderwertigkeit des Herzens vorliegt, eine Annahme, die deshalb nicht allzugewagt erscheint, weil wahrscheinlich die ganze gegenwärtige Generation eine relative Minderwertigkeit des Herzens

aufweist, was durch die überragende Zahl der Herztodesfälle beweiskräftig erscheint.

Als eine weitere Klage des Patienten erfahren wir, daß er an einer Akkomodationsschwäche der Augen leidet (Schwäche der musculi interni), die den leicht kurzsichtigen Studenten am Lesen hindert.

Fassen wir unter seinen Symptomen den Mangel an Konzentrationsfähigkeit, die mangelnde Gedächtniskraft und die Unfähigkeit zu lesen zusammen, so müssen wir gestehen, daß er in seinem Berufsleben als Student vor dem Schiffbruch steht. Die Angsterscheinungen klären das Bild, wenn wir erfahren, daß er vor einer Prüfung steht, der er sich nicht gewachsen fühlt. Dieser Zusammenhang wird uns, und was weit wichtiger ist, dem Patienten nur dann als überzeugend erscheinen, wenn wir nachweisen können, daß der Patient kraft seines Lebensstiles stets mit Angst antwortete, wenn ein Erfolg ausgeschlossen schien, wenn sich die selbstgefällige Eitelkeit des verzärtelten Lebensstiles bedroht fühlte.

Unter anderem erwähnte er auch ein bei Neurotikern häufiges Symptom, das sich immer einstellte, wenn er über eine Brücke ging. Er fürchtete zu fallen oder sich selbst in die Tiefe zu stürzen.

Wie ich schon anläßlich der Interpretation von Fallträumen erklärte, der Eindruck des Fallens setzt voraus, daß einer sich „oben" fühlt, aber dessen nicht sicher ist. Und daß er in verzagter oder warnender Art jene Stimmung und jene Gefühle erweckt, als ob das Unglück schon geschehen wäre. Der Gedanke an Selbstmord, das Todesproblem, taucht, wie ich gezeigt habe, immer auf, wenn das Individuum die dem Leben einverleibte Struktur des Strebens nach Erfolg abgeschnitten findet. Wir finden hier den kurzgefaßten symbolischen Ausdruck für die Verzweiflung des Patienten an seinem Erfolg.

Er erinnert sich, daß alle seine Symptome ihre Höhe erreichten, als er kurz vor einer Prüfung eine Vorlesung über Napoleon anhörte. Die Schilderung dieses meist siegreichen Kraftmenschen und sein Sturz erschütterten ihn außerordentlich. Wir finden in dieser Erschütterung die gleiche Stärke der Identifikation, die viele Medizinstudenten dahin führt, alle Krankheitssymptome an sich zu entdecken, von denen sie in der Klinik Kenntnis bekommen. Diese Identifizierung mit Napoleon gelingt unserem Patienten wohl deshalb leichter, weil er sich offenbar ein Weltbild geschaffen hat, in dem er wie ein Napoleon über die andern hinausragt.

Seinen Vater schildert er als einen wertlosen Menschen, der sich um die Familie nicht kümmerte.

Diese Bemerkung ist deshalb von größter Wichtigkeit, weil sie zeigt, — was dem Patienten gänzlich unbekannt, von ihm unverstanden und durchaus nicht etwa im „Unbewußten" ist, — daß sein Platz in der frühesten Kindheit zu enge war, um ihn zur Entfaltung seiner angeborenen Fähigkeit des Gemeinschaftsgefühls gelangen zu lassen. Sein Interesse für andere hat wohl bei der Mutter halt gemacht.

Seine Mutter war eine überaus gütige Frau, die in der Sorge für ihn, der in der Kindheit an Tbc litt, aufging und ihn im äußersten Grade verwöhnte. Dasselbe tat auch eine Großmutter. Eine Freundin der Mutter,

die gegen die Verwöhnung auftrat, lehnte er gänzlich ab. Er war ein einziges Kind.

Wir haben bereits so viel Material beigetragen, um jedem verständlich zu machen, daß die Neurose die Stellungnahme des „verwöhnten Lebensstiles" ist, daß ich nicht gerne wieder darauf eingehen will. Der „Ödipuskomplex" und seine Folgen sind nichts anderes als die Erscheinungsformen des „verwöhnten Lebensstiles". Nur auf den wiederholt und mit Nachdruck nachgewiesenen Punkt will ich noch einmal hinweisen, daß der „verwöhnte Lebensstil" in seiner lebendigen Ausgestaltung die Schöpfung des Kindes ist, die freilich von außen her häufig Förderung erfährt. So daß gelegentlich dieser Lebensstil auch dort zu finden ist, wo man gerechter Weise nicht von Verwöhnung, eher von Vernachlässigung sprechen könnte.

Eines aber erscheint mir wichtig, um an dieser Stelle erwähnt zu werden. Wenn das Kind in seinem verwöhnten Lebensstil irrend und nahezu traumhaft sein Weltbild gestaltet hat, dann wird jedes Erlebnis im Sinne seiner Haltung zum Leben gesehen, empfunden und beantwortet. Nicht die Erlebnisse als solche, ihre ureigenste Bedeutung wirken sich dann aus, sondern die Auffassung, Wertung und Bedeutung, die dem Erlebnis durch den vorhandenen Lebensstil gegeben wird. Es soll nun noch etliche Psychiater und Psychologen geben, die aufgedeckte Erlebnisse als „Tiefenpsychologie" hinstellen. Um wie viel tiefer geht die Deutung der Individualpsychologie, die in den Erlebnissen den viel tiefer liegenden Lebensstil klarstellt! Aber auch das Ressentiment, von einigen als sadistischer Urtrieb beschrieben, ist lange nicht Tiefe, sondern findet sich regelmäßig als spätere Reaktion besonders im verzärtelten Lebensstil, sobald die Außenwelt nicht mehr gewährt, was das irrtümlich geschaffene Weltbild solcher Kinder zu versprechen scheint. Kinderfehler irgendwelcher Art, ob sie den Mund oder andere Körperstellen betreffen, zeigen deutlich die frühzeitige Revolte dieser Kinder gegen die Forderungen des Gemeinschaftsgefühls, gegen ihre Einfügung in ein soziales Leben. So erscheinen sie schon frühzeitig als eine Bürde für die andern und nicht als eine Hilfe.

So erzählt auch unser Patient, daß er mit den Jahren, in denen er naturgemäß nicht mehr seine Welt der Verzärtelung erleben konnte, trotzig und aufbrausend wurde, was aber nur in solchen Situationen zutage trat, in denen er, sich frei fühlend von jeder Verantwortung, die Oberhand hatte, wie zu Hause und in der Schule. Hier besonders, wo er nicht der Einzige, nicht der Erste sein konnte, zeigte sich seine Schulfeindlichkeit in fortgesetzten Versuchen zu stören. Fremden Leuten gegenüber zeigte er sich scheu und verschlossen. Auch war es ihm unmöglich, Freundschaften zu schließen. In diesen Lebensformen zeigte sich deutlich seine Ausschaltungstendenz, die schon in jüngsten Jahren dort auftrat, wo er sich nicht als Herr der Situation fühlte.

Bezüglich der „Ausschaltungstendenz" und ihrer Wichtigkeit habe ich oft das Nötige gesagt. Sie macht sich als Abstraktion geltend. Sowie ein Weg, eine Haltung, eine Beziehung zu Problemen der Außenwelt erfaßt wird, der Außenwelt, zu der auch das Erlebnis der Körperlichkeit und die Eindrücke des Seelenlebens gehören, wird alles, was nicht zu dem

gewählten Weg gehört, mehr oder weniger ausgeschaltet. Oder es wird ganz oder teilweise seines gedanklichen Inhaltes entkleidet. Dasselbe geschieht mit den untrennbar verbundenen Gefühlsmomenten und der daraus sich ergebenden Stellungnahme. Übrig bleibt nur die vom Lebensstil gewählte Richtung, gedanklich, gefühlsmäßig und stellungsmäßig. Was bei dieser Ausschaltung der Lebensstil übrig läßt, bleibt im Seelenleben bestehen und wirkt sich aus — „unbewußt", wie die Autoren zu sagen pflegen, besser *unverstanden*, weil der betreffende Lebensstil die von ihm gemodelten Eindrücke einer weiteren Kritik sorgfältig entzieht. Sein Weltbild kann der Neurotiker nur mit Hilfe solcher der Kritik entzogenen Hilfskräfte aufrechterhalten. Die Haltung unseres Patienten zeigt demnach, wie er durch Ausschaltung anderer seinen neurotischen Bezugskreis aufrechtzuerhalten suchte, ihn soweit verkleinerte, daß er die Fiktion von seiner Einzigartigkeit bewahren konnte.

Als er in höhere Klassen, in der High School, aufrückte, traf er auf freundliche, wohlwollende Lehrer, wie er sie früher nicht gehabt hatte. Da wurde er einer der besten und folgsamsten Schüler. Nur die Mathematik machte ihm Schwierigkeiten, wie so oft verwöhnten Kindern, die, im weiten Feld dieser Wissenschaft allein gelassen, oft auch ohne Erfolg im Beginn sich zu enge Grenzen setzen, sich hinter den Glauben an einen Mangel der Begabung zurückziehen und alle Gedanken und Impulse an eine Besserung ausschalten.

Außerordentlich stark wirkte auf ihn der Religionsunterricht. Die Allmacht Gottes faszinierte ihn. Mehrere Jahre verlebte er in religiöser Inbrunst und war ein regelmäßiger Kirchengänger. Die Teilnahme an der Größe Gottes, das Bewußtsein, mit dem höchsten Wesen verbunden zu sein, lag im Bereiche seines Weltbildes. Aber seine Hingabe an das höchste Wesen begann für ihn zu stark zu werden. Da wendete er sich von der Religion ab und vermied in die Kirche zu gehen.

Seine Lehrer sagten ihm eine große Zukunft voraus. Bevor er an die Universität ging, bot sich ihm eine Stellung als Hauslehrer. Die Unterordnung unter den Willen einer verzärtelnden Mutter und eines verwöhnten Kindes war zuviel für sein Weltbild. Kaum zwei Wochen hielt er es aus. An einer zweiten Stelle blieb er fünf Tage. Dann gab er Hausunterricht gänzlich auf und wurde Student der Anthropologie.

Aber auch hier störte ihn sein kindliches Weltbild. Er kam an der Universität neben einer 17jährigen Studentin zu sitzen. Da überkam ihn die Furcht, diese Situation könnte ihn sexuell aufregen. Da ihm die Möglichkeit, vor einem Mädchen geprüft und vielleicht zurückgesetzt zu werden, unerträglich war, er aber unter allen Umständen nur erfolgsichere Wege gehen konnte, schaltete er das andere Geschlecht gänzlich aus seinem Erleben aus und weidete sich an dem Gedanken, ein reines Leben zu führen. Daß diese Reinheit durch Masturbation einigermaßen gemindert war, störte ihn nicht, war doch sein eingeengter Lebensstil für Masturbation zugänglich, war doch Masturbation der richtige sexuelle Ausdruck eines Lebensstils, der mangels einer genügenden Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls keinen Platz für eine Aufgabe hatte, an der zwei Personen in beiderseitiger Ergebenheit unter dem Gefühl der Gleich-

wertigkeit ihre endgültige Vereinigung beschließen. Sein eitler, ehrgeiziger Lebensstil konnte auch die Sexualfunktion in seinem Sinne gestalten, wo das Gefühl einer Niederlage so ziemlich ausgeschlossen war, wenn die Meinung des Patienten es so wollte. Er verharrte so, weil seine Sexualfunktion nicht in die Richtung des Gemeinschaftsgefühls drängte, in der Linie der Ausschaltung normaler Sexualität und Liebe, und war nur auf den Schutz seines Prestiges bedacht. Die Folge war, daß er *den Weg aus der kindlichen Gestaltung der Sexualfunktion, der Selbstbefriedigung,* nicht finden konnte. Bei dieser Gelegenheit will ich auch hervorheben, daß dieser Mangel einer sozialgerichteten Sexualfunktion die Hauptrolle in allen Perversionen und in allen psychischen Störungen der Sexualität spielt.

Wir wären nun schon imstande, widerspruchslos die Sphäre seiner Aktivität, den Bezugsraum zu umschreiben, den er kraft seines Weltbildes entsprechend seiner Meinung vom Leben selbsttätig geschaffen hat. Dadurch sind wir imstande, auch alle seine Ausdrucksbewegungen, seine Art, Lebensprobleme zu lösen oder auszuschalten, mit einiger Sicherheit vorauszusagen. Mit einiger Sicherheit nur, da niemand sich ganz in den andern hineindenken kann und da besonders Ausweichungsmöglichkeiten in großer Zahl gegeben sind. Wir könnten z. B. annähernd angeben, was der Patient uns als eine älteste Kindheitserinnerung offenbaren wird. Er wird mit Wahrscheinlichkeit eine Situation oder ein Ereignis schildern, in der sich sein Weltbild wörtlich oder symbolisch darstellt. Seine älteste Erinnerung lautet: „Ich sah von einem hohen Fenster aus in einen Hof, in dem Soldaten in Uniform exerzierten". Vielleicht wird nur der Individualpsychologe das kleine Detail ernster fassen, daß er von oben herabschaute, und wird finden, daß dieses Schauen wenig von Aktivität aufweist, gleichzeitig auch mit seiner Kurzsichtigkeit einen Zusammenhang hat, da Kinder mit leichteren Augenfehlern recht häufig für das Sehbare ein größeres Interesse entwickeln. Auch seine frühzeitige Berufswahl wäre nicht schwer vorauszusagen: er wollte Pilot, Redner, politischer Führer (von oben herab) oder Lokomotivführer werden.

Eine weitere seiner Klagen bezieht sich darauf, daß er außerordentlich suggestibel sei. Wir treffen sehr selten unter Fehlschlägen, wie einer Neurose, Psychose, Delinquenz etc., eine Suggestibilität in der Richtung auf Mitarbeit und Mitmenschlichkeit. Wenn wir sie antreffen, meist bei schwererziehbaren Kindern von geringer Aktivität, so ist sie immer gefolgt von Ressentiment und heimlicher Revolte, gelegentlich so, auch während einer Behandlung, daß der Patient zuzustimmen scheint, ohne eine Besserung seines Verhaltens durchzuführen. Sonst aber finden wir diese und ähnliche Klagen dort, wo wir eigentlich das Gegenteil feststellen können, so daß die Annahme gerechtfertigt erscheint, der Patient macht solche Feststellungen, um sich dagegen zu wehren. Im Allgemeinen kann gesagt werden, daß Suggestibilität immer dort erscheint, wo sie dem Lebensstil angepaßt ist. So offenbar auch hier, wenn der Patient andern leicht zustimmt, weil er fürchtet, durch Widerspruch einer Niederlage entgegenzugehen. Seine Suggestibilität ist also unmittelbar verwandt mit seiner Scheu.

Dieses Symptom bringt er in unmittelbaren Zusammenhang mit der Haltung der bereits erwähnten Freundin seiner Mutter, die nicht nur für ihn die wichtigste Person seiner nächsten Umgebung war. Zu Besuchen bei ihr mußte er sich so hübsch als möglich kleiden und ihre Vorwürfe trafen ihn aufs härteste. Allmählich betrachtete er sie als seine größte Feindin, da seine Eitelkeit durch sie stets verletzt wurde.

Das Grab seiner Mutter, deren Beziehung zu ihm der Kern seines verwöhnenden Weltbildes geworden war, besuchte er häufig und fragte sich häufig dort, was ohne sie aus ihm werden sollte. Dabei lenkten sich seine Gedanken regelmäßig auf den Herzfehler, den kein Doktor bestätigen konnte. Hier ließ ihn die beklagte Suggestibilität im Stich.

Er wandte sich an Psychiater und Psychologen. Einer von ihnen fragte ihn, ob er sich auf der Gasse beobachtet fühle. Der Patient erriet, daß der Arzt die Diagnose Paranoia im Sinne hatte. Er hatte nie zuvor einen ähnlichen Gedanken gehabt. Seit dieser Frage aber blickte er häufig auf der Straße um sich, argwöhnend, daß ihn jemand verfolge.

Ein anderer Psychiater fragte ihn, ob er Stimmen höre. Auch aus dieser Frage entnahm der Patient, daß er der Schizophrenie verdächtig sei. Er leugnete es, aber seit dieser Bemerkung glaubte er stets Geräusche und Klingen im Ohr zu verspüren. Dieses Symptom erfuhr noch eine Verstärkung, als die erwähnte Freundin der Mutter auf seine unbefangen scheinende Frage erklärte, solches seien Zeichen von Wahnsinn. Eines nachts trat dieses Klingen im Ohr außerordentlich stark auf. Er schrie und weinte so laut, daß sein Vater kommen mußte und ihn beruhigte; darauf hörten die Ohrgeräusche auf, traten aber immer wieder auf, wenn er die Freundin der Mutter besuchte.

Sollen wir die Tatsache der Ohrgeräusche leugnen? Oder sollen wir, wie andere, annehmen, daß der Patient sie willkürlich erzeugte? Ich glaube nicht, daß jemand sie erzeugen kann, und nehme lieber an, daß er ein empfindliches Gehörorgan besaß, eine Organminderwertigkeit, die sich bei Emotionen geltend machte, vielleicht auch schon früher, ohne daß der Patient vor seiner Konsultation bei dem Psychiater Gewicht darauf gelegt hätte.

Nun aber sehen wir, wie er zur Sicherung seines Weltbildes, also zum Schutz seiner Eitelkeit einen Wall gegen die Forderungen des wirklichen Lebens errichtet hatte. Ohne sich Klarheit darüber zu machen, konnte er alle Lebensfragen ausschalten oder hinausschieben, indem er sich ganz der Betrachtung und den Gefühlen seiner Symptome hingab, die das Resultat seines Schocks waren, den er erlebte, da er sich zu schwach fühlte, das Ziel seiner Eitelkeit zu erreichen, seinem Weltbild getreu eine überragende Rolle zu spielen. Wobei er dem Schock durch die vorliegenden Probleme ausweichen, diese in den Hintergrund drängen konnte, was ihm unter zwei Übeln als das kleinere erscheinen mußte.

Spitzfindige Kritiker der Individualpsychologie müßten hier fragen: wenn die Individualpsychologie das Streben nach Erfolg als der Lebensstruktur untrennbar eingebettet findet, wenn diese Wissenschaft behauptet, daß niemand ohne Änderung seines Weltbildes seinen Lebensstil ändert, ist es gerechtfertigt anzunehmen, 1. daß das Streben nach Erfolg auch in

der armseligen Haltung dieses Patienten zu finden ist, 2. daß die Persönlichkeit des Patienten sich nicht geändert hat?

Wer sich mit diesem Patienten identifizieren kann, wird leicht finden, daß seine gegenwärtige Haltung seinem Weltbild entspricht, das nur Situationen zuläßt, in denen der Patient seine Eitelkeit befriedigt findet. Von allen Situationen nun, die hier denkbar wären, bleibt nur die eine als passend übrig, sich jeder Niederlage zu entziehen, ein haltbares Alibi dafür aufzubringen und seine Familie in seinen Dienst zu zwingen. Dabei gewinnt der Patient den Vorteil, daß er in seinem idealen Weltbild verharren kann, als ob er der Sieger über alle sein könnte, wenn nur das Hindernis seiner Krankheit überwunden wäre. Und dies ist ja die Pflicht des Arztes und nicht seine.

Daraus geht auch hervor, daß sich die Persönlichkeit des Patienten nicht geändert hat. Er lebt auch jetzt entsprechend seinem Weltbild. Er gibt jetzt die Antwort, die wir kraft seines Lebensstils von früher erwarten konnten, sobald sich anläßlich einer drohenden Niederlage sein Minderwertigkeitskomplex entwickelt.

Die Wahl seiner neurotischen Symptome, automatisch entwickelt, ist durchaus verständlich. Allen zugrunde liegt die tiefe Erschütterung, nicht seinem eitlen Weltbild entsprechend leben zu können. Diese Erschütterung, weil fortlaufend wie die exogenen gefährlichen Probleme, brachten Körper und Seele in einen Gefühlsaufruhr. Die körperlichen Minderwertigkeiten, Auge, Ohr und Herz, gaben zuerst nach. Angst als die Erscheinungsform eines schweren, hilflos erscheinenden Minderwertigkeitsgefühls gesellte sich hinzu. Die Furcht, zu fallen oder sich hinabzustürzen, weisen auf den Anbruch des Todesproblems hin in symbolischer Verkleidung. Die scheinbar paranoiden Züge waren geglückte Folgen einer unverstandenen Anleitung durch Ärzte.

Sein Traumleben entspricht ganz seinem Weltbild. Seine sexuellen Träume zeigen, daß er die masturbatorische Phase der Sexualfunktion, einer Aufgabe für eine Person allein, noch nicht überwunden hat. Verfolgungsträume spiegeln ihm vor, daß er von Gefahren umringt sei und vorsichtig sein müsse. Einer seiner Träume enthält eine Szene, in der er auf der Spitze eines Berges steht und auf die kleinen Menschen unten herabsieht, ein Bild, das seiner ältesten Kindheitserinnerung völlig entspricht. Ein andermal sieht er sich auf einer hohen Kirchturmspitze, von der er herabgleitet, um im Lande der Kommunisten zu landen. „Kommunismus" für ihn gleichbedeutend mit den ärgsten Übeln.

Sein Studium ist ihm ganz verleidet. Er träumt, sein Professor kommt die Stufen herauf, und er erwartet, daß dieser mit ihm sprechen wolle. Als der Professor näher kommt, wendet derselbe sich weg und sagt, er habe sich geirrt, und wendet sich zu einem andern Schüler. Verlassen also auch von seinem Lehrer, was ihm mehr bedeutet als sein Studium, kehrt er der Wissenschaft den Rücken.

Er lauert auf jedes Wort, das seinem Rückzug zustatten kommt, ihm als Alibi dienen könnte. Sein Blick ist nur darauf gerichtet, sich drohenden Aufgaben zu entziehen. Die Freundin der Mutter erzählt ihm von einem Manne, der mit 40 Jahren einen Schlaganfall hatte; sie fügt hinzu,

er müsse eine Ahnung von seinem späteren Schicksal gehabt haben, da er nicht heiraten wollte. Sofort kommt ihm in den Sinn, daß auch er dasselbe Schicksal erleiden werde.

Ein Trost ist ihm geblieben. Jener Trost, der soviele Menschen dazu bringt, aus ihrem Minderwertigkeitskomplex in einer Kompensation einen Überwertigkeitskomplex zu gestalten, auch hier wieder die Tendenz, ein Leben wenigstens scheinbar erfolgreich durchzuführen: er findet, daß seine Stirne mächtig gewachsen sei, und ist überzeugt, daß ihn dies zu einem „politischen Führer" qualifiziere. Dies freilich für spätere Zeiten.

Der Weg zur Heilung ist klar ersichtlich. Sein Lebensstil und sein Weltbild sind ein einziges Bezugssystem. Er sieht alles nur mit seinen eitlen, selbstgefälligen Augen. Er bezieht sich zu jeder Frage des Lebens mit der ängstlichen Erwartung, ob auch sein Prestige gesichert sei, findet dies selten und ist so genötigt sich von den Lebensaufgaben unter Festhaltung der Schockwirkungen zurückzuziehen. Solange er diesen Irrtum nicht versteht, solange er seine Welt für die richtige, die richtige Welt aber für seine Eitelkeit unerträglich findet, bleibt er ein Neurotiker. Löst sich sein Traum von einer Welt, die seine Eitelkeit geboren hat, die seine Eitelkeit rechtfertigt, beginnt er sich mehr und mehr als ein Gleichberechtigter unter Gleichen zu fühlen, unabhängig von der Meinung der andern, so steigt auch sein Mut, und seine Vernunft bekommt die Kontrolle über unverstandene Zusammenhänge. Von allen Erlebnissen aber, und von allen angeborenen Möglichkeiten, ist zu sagen, daß sie nicht einen allgemeingültigen Marktwert haben wie Händlerware, sondern daß sie soviel Wirkung haben als der Lebensstil zuläßt. Nur wer diesen Punkt verstanden hat, darf von Höhe oder Tiefe psychologischer Wissenschaft sprechen.

Kriminologie und Individualpsychologie.

Individualpsychologische Analyse der Seele des Mörders.

Von Dr. JOSEF TAKATS, Rechtsanwalt (Szombathely, Ungarn).

I. Kriminologie.

Der ewig unruhige menschliche Geist ist bestrebt, die Geheimnisse des Weltalls zu erspähen, er forscht, kombiniert, steigt auf den Meeresgrund hinab, hebt sich in die Stratosphäre empor, um deren Rätsel zu lösen und die letzten Ursachen kennenzulernen. Dieselbe Begierde, die letzten Gründe zu entdecken, quält den Menschen, wenn er auf dem Gebiete der geistigen Wissenschaften bemüht ist, in der Verkettung Ursache-Folge bis zum letzten Glied des Anfanges zurückzugelangen, und es ist ein altes Programm der Wissenschaften, festzustellen, welche Motive den Verbrecher bewegen, den geraden Weg der Rechtschaffenheit verlassend, ein Krimineller zu werden.

Die Zeit war nämlich bald da, da die Menschen sich mit der Erklärung nicht mehr zufriedenstellten, daß der Verbrecher ein Ungläubiger,

ein gottloser Mensch sei, der seinem Schöpfer untreu wurde, der infolge seiner Untugend dem Verbrechen verfalle. Schon im 16. Jahrhundert stellt der große Heilige, Thomas Morus, fest, daß die Gesetze grausam seien, weil sie den Dieb mit Todesstrafe belegen und die Bedingungen nicht schaffen, welche den Armen die Möglichkeit geben, ihr Brot für sich und ihre Familien zu verdienen. Und als im 17. und 18. Jahrhundert die in Frankreich zu dieser Zeit so häufigen Justizmorde sich ereigneten, eröffneten die Enzyklopädisten — an deren Spitze *Voltaire* stand — im rationalen Denken neue Perspektiven für die Kriminaljustiz. Auf Grund der Ideen dieser großen Männer entstand dann in der französischen Revolution im Jahre 1791 der französische Code Pénal, der lange Zeit als Muster für die Kriminalgesetzgebung aller zivilisierten Länder galt.

Das Strafrecht hat in seiner Bedeutung einen ähnlichen weittragenden Schritt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gemacht, als unter dem Einfluß der *Darwin*'schen Lehren die naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden in das Strafrecht einzudringen begannen und dadurch die Grundlage einer, im naturwissenschaftlichen Sinne genommenen Kriminaläthiologie gelegt wurde. Das diesbezügliche Verdienst gebührt dem Turiner Universitätsprofessor *Lombroso*, der in seinem im Jahre 1876 erschienenen Werke „Uomo delinquente" die Welt mit der Behauptung überraschte, daß der Verbrecher mit gewissen Anomalien behaftet, also von Natur aus grausam, diebisch, schlau usw. sei, daß er also aus anthropologischen Gründen die Delikte begehe, was soviel bedeutet, daß er als Verbrecher geboren wird (reo nato). Die Ideen *Lombrosos* haben einen ungeheuren Einfluß auf die Strafrechtswissenschaft und sogar auf die einzelnen positiven Strafgesetzbücher gehabt. Nacheinander entstanden Schulen, welche die Erforschung der Delikte zu ihrer Aufgabe machten und gleichzeitig bestrebt waren, das Resultat ihrer Forschungen in der praktischen Gesetzgebung geltend zu machen (was die unter dem Einfluß dieser Schulen entstandenen positiven Gesetze betrifft, sei nur auf die Jugendgesetze einzelner Länder hingewiesen, worin nicht mehr die Vergeltung, sondern die Rettung des Jugendlichen, die Vorbeugung der Delinquenz, der leitende Gedanke ist).

Alle diese Schulen, die man mit dem Sammelbegriff Kriminologische Schulen bezeichnet, erblicken die Ursache der Kriminalität teils in endogenen, teils in exogenen Faktoren und werden in zwei Hauptgruppen geteilt, u. zw. in die kriminalanthropologische und kriminalsoziologische Schule. Zu den endogenen Faktoren gehören: biologische Eigenarten, biochemische Unregelmäßigkeiten, sexueller Unterschied, Vererbung, Form des Schädels, Gehirn usw., zu den exogenen gehören: Jahreszeiten, Klima, geographische Lage, Teuerung, Wirtschaftskrisen, Vermögen, Alkoholismus usw. Die Methode ist demnach eine induktive, gleich jener der Statistik: die Erscheinungen werden beobachtet, gesammelt und daraus die Folgerungen gezogen.

Es ist ganz irrig, zu glauben, daß die durch die kriminologischen Schulen in der Erforschung der Ursachen der Delinquenz erzielten Ergebnisse — trotz der durch sie verwendeten naturwissenschaftlichen Me-

thode — zufriedenstellend wären. Um das plastisch vor Augen zu führen, bringe ich einige Beispiele:

Unter den die Delikte determinierenden endogenen Faktoren figurieren z. B. die biologischen Faktoren, die auf die Eigenart der Delikte einwirken sollen. Es wird gesagt, daß z. B. die Menstruation eine überaus große Rolle bei gewissen, von Frauen verübten Delikten spiele. Gefangenhausärzte, Psychiater usw. bestätigen angeblich, daß sich manchmal Frauen sanften Charakters zur Zeit der Menses zu ganz dämonischen Taten hinreißen lassen. *Lombroso* schreibt, daß er unter 80 Frauen, die Widersetzlichkeiten gegen polizeiliche Organe verübt haben, 71 menstruierende Frauen gefunden habe. So handgreiflich und klar auch diese Feststellung scheinen mag, führt sie das Problem nicht weiter. Wenn wir es nämlich näher ins Auge fassen, so erkennen wir, daß sich hinter diesem biologischen Faktor auch soziale, wirtschaftliche Faktoren verstecken. Die Frage der Individualität wollen wir vorläufig außer acht lassen. *Parent-Duchatelet* untersuchte das Schicksal von 5181 Prostituierten und fand, daß 53% derselben durch wirtschaftliche Not (Kranke, erwerbsunfähige Eltern, Kind usw.) in diesen Erwerb gedrängt wurden. Wir verstehen sofort, um was es sich handelt, wenn wir daran denken, daß Frauen in guten materiellen Verhältnissen mit wenig Wahrscheinlichkeit in Polizeigewahrsam kommen, was gewöhnlich das Schicksal dieser Unglücklichen ist, die gemeiniglich das Material zu solchen statistischen Beobachtungen bieten. Der Wert dieser kriminologischen Beobachtung kann nur zweifelhaft sein. Einseitige Gesichtspunkte aus dem ganzen kausalen Zusammenhange herausreißen, an ganz außerordentlich komplexen Erscheinungen einseitige Beobachtungen anstellen und daraus Folgerungen ziehen, kann nicht viel wissenschaftlichen Nutzen haben.

So ist es auch z. B. mit der Schwangerschaft, die Frauen angeblich zu Diebstählen veranlaßt, wie es in „Zum Paradies der Damen" *Zolas* beschrieben ist (Warenhausdiebstähle). Daß die bevorstehende Geburt, die damit zusammenhängenden Sorgen der Erhaltung des Kindes bei der Entscheidung zur Tat mitspielen, mag richtig sein. Aber die Schwangerschaft allein, eventuell mit anderen Umständen, wird einen konkreten Fall, der vor den Richter gelangt, nie zufriedenstellend erklären. Ähnliche wissenschaftliche Feststellungen werden für den Gesetzgeber oder den praktischen Juristen recht wenig Nutzen bringen können.

Oder nehmen wir von den exogenen Faktoren den sogenannten kosmischen oder physischen Faktor, das Klima. Nach einer Feststellung *Lombrosos* sollen in Nordeuropa auf 10 Millionen Einwohner 12, in Mitteleuropa 25 und in Südeuropa 56 Revolutionen fallen. Die Revolutionen scheinen somit im unmittelbaren Zusammenhange mit der geographischen Lage der Länder zu stehen. Diese Feststellung scheint auch ganz einleuchtend zu sein. „Es ist aber nicht schwer einzusehen, daß Klima, Jahreszeiten wenig Einfluß auf die Vermehrung und Verminderung der Kriminalität ausüben. Ihre Funktion verschmilzt mit jenen vielen komplizierteren Faktoren, welche die zur Entstehung der Kriminalität notwendigen Bedingungen organischer und sozialer Natur beeinflussen." *Tarde* reiht sie deshalb in keine separate Kategorie ein, sondern meint, daß die

kosmischen Faktoren durch die wirtschaftlichen und sozialen Faktoren wettgemacht werden können.

Zur Frage der Kriminaläthiologie, welche die Ursachen der Delikte seien, hat bekanntermaßen auch der geschichtliche Materialismus Stellung genommen. Die geschichtlichen Materialisten meinen, daß die Delinquenz ausschließlich von den jeweiligen wirtschaftlichen Einrichtungen der Völker abhänge, und daß sie mit der Abschaffung der sozialen Ungerechtigkeiten automatisch aufhören würde. Diese Behauptung ist nicht stichhältig. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß in einer Gesellschaftsordnung, wo die zu Gebote stehenden Wirtschaftskräfte z. B. nicht zu Kriegszwecken, sondern zur Erzeugung von Gebrauchsgütern verwendet werden und infolge großer Produktion, gerechter Verteilung, eine Befriedigung der Bedürfnisse den Menschen keine Schwierigkeiten mehr bereiten werden, die Delinquenz, das moralische Verhalten der Menschen eine heute noch nicht geahnte Besserung erfahren kann. So weit ist die These des wirtschaftlichen Materialismus richtig. Die Lehre aber, daß die Ursache der Verbrechen ganz und gar die jeweilige wirtschaftliche Lage der Gesellschaft wäre, entbehrt jeder triftigen Grundlage. Der als Reaktion auf den *Hegel*schen Idealismus entstandene geschichtliche Materialismus, welcher in der Erklärung sozialer Erscheinungen die Ideologie ganz vernachlässigt, hat ein Dogma ins Extrem getrieben. Die Anhänger dieser Lehre gehen so weit, daß z. B. der Nationalökonom *Loria* die Behauptung aufstellt, daß sogar die Kreuzzüge aus wirtschaftlichen Gründen entstanden und geführt worden seien. Dieser Behauptung ist eine andere gleichzustellen, von der wir so oft hören und welche im Grunde genommen den Standpunkt des wirtschaftlichen Materialismus beinhaltet, nämlich die Behauptung, daß der vergangene Weltkrieg aus der zwischen Deutschland und Frankreich, resp. England bestehenden wirtschaftlichen Rivalität entstanden sei. Es ist nicht schwer, den Fehler an diesem Gedankengang einzusehen, denn es ist evident, daß die Kreuzfahrer auch vom Gedanken beseelt, das Grab des Heilands zu befreien, nach Osten zogen und es kann nicht geleugnet werden, daß der Revanchegedanke Frankreichs, die nationale Idee usw., also die Ideologie auf den Ausbruch des Weltkrieges auch bestimmend mitgewirkt haben.

Die materialistische Auffassung und die üblichen Erklärungen führen uns nicht sehr weit, wenn wir das „Warum" menschlicher Handlungen begreifen wollen. Es gibt viele Mütter, die, in elenden Verhältnissen lebend, nicht imstande sind, ihre Kinder zu ernähren und sich trotzdem nicht ertränken. Es gibt viele zugrundegegangene Kaufleute, die sich in ihrer Verzweiflung nicht erschießen und es gibt unzählige von unvernünftigen Eltern und Lehrern mißhandelte Kinder, die sich trotz der ihnen zugefügten Unbill nicht erhängen. Warum der eine Selbstmord begeht und der andere trotz allen Elends standhält, ist eben das, was materialistisch nicht erklärt werden kann. Und so ist es auch mit der Delinquenz. Es gibt Beamte, deren Frauen operiert wurden, deren Kinder krank darniederliegen, deren Geld aufgegangen ist, die die notwendigen Lebensmittel, das Heizmaterial nicht beschaffen können, und die trotzdem nicht die ihnen

anvertraute Kassa öffnen werden, um daraus das Amtsgeld zu entwenden. Es gibt Frauen, deren Männer einen liederlichen Lebenswandel führen, die Frau vielleicht mit einer Geschlechtskrankheit anstecken und sie werden trotzdem keine Axt nehmen, um damit den schlafenden Mann umzubringen.

Daß soziale, wirtschaftliche Gründe in der Kriminalität eine ungeheure Rolle spielen, wird sogar von den orthodoxen Kriminalisten anerkannt. Das ist ein unzweifelhaftes Verdienst der kriminologischen Schulen. Aber warum der eine stiehlt, Delikte begeht, während der andere in derselben oder sogar schwierigeren Situation sich solcher Handlungen enthält, den Versuchungen gegenüber standhält, ist die Frage der Individualität, die eben den Kernpunkt des Problems bildet, und welche die kriminologischen Schulen nicht zu lösen vermochten.

Für die kriminologischen Schulen ist die Individualität das größte Problem geblieben, und die früheren psychologischen Schulen waren nicht imstande, Klarheit in diese Frage zu bringen. Heute hat sich die Lage geändert. Heute hat die Psychologie aufgehört, eine bloße metaphysische Spekulation, ein Jargon zu sein, der nur von denjenigen verstanden wird, denen die Kenntnis dieser Sprache nicht abgeht. Heute ist sie keine Wissenschaft mehr, die die Kluft des Unerklärlichen — wo es not tut — mit dem Regenbogen der Dialektik überbrückt und an Stelle des Determinismus ist die Umschreibung der Determinanten getreten.

Da die Individualpsychologie auch die Erforschung und Vorbeugung der Delinquenz zu ihrer Aufgabe gemacht hat, möchte ich an das Problem die teleologische Betrachtungsweise — wie sie die Individualpsychologie lehrt — anlegen und den Mechanismus der Seele des Mörders an zwei Fällen zeigen, in welchen ich vor kurzer Zeit die Verteidigung zu führen hatte. Ein Blick in die Seele dieser Mörder wird unschwer erweisen, wie einer zum Mörder wird, was das Wesen des Mördertums ist und daß die Individualpsychologie zu Recht lehrt, daß bei der Beurteilung eines Mörders und im allgemeinen des Verbrechers die Gesamtheit der Persönlichkeit ebenso wie das Milieu, in welchem diese verankert ist, betrachtet werden muß.

II. Mord an der Geliebten.

Der erste Fall spielte sich in einer ungarischen Provinzstadt ab. Der Täter, ein Unteroffizier, machte im Jahre 1933 die Bekanntschaft der 24jährigen Putzereiangestellten Fanny, mit welcher er sich im Laufe des nächsten Jahres mit Einwilligung der Eltern verlobte. Die Heirat sollte nach der Beförderung des jungen Mannes stattfinden. Im Monate Juli des nächsten Jahres jedoch erfuhr der Vater des Mädchens, daß der Täter eine ungeregelte Frauenaffäre habe und forderte ihn auf, sich von seiner Tochter solange ferne zu halten, bis die Angelegenheit geregelt sein werde.

Der Täter leistete dieser Aufforderung keine Folge, sondern besuchte das Mädchen auch fernerhin im Geschäftslokale, woselbst es angestellt war und es entstand zwischen ihm und dem Vater ein Konflikt, der mehr und mehr an Schärfe zunahm und damit endete, daß der Vater energisch

das Zusammenkommen der jungen Leute verbot. Dazu veranlaßte den Vater auch, daß inzwischen gegen den jungen Mann die Verhandlung in seiner Frauenaffäre anberaumt worden war. Diese Affäre bestand darin, daß er dieser Frau mit einem Eheversprechen Geld herausgelockt haben sollte. Die Anzeige hatte dieses Mädchen aus Eifersucht erstattet.

Am 31. Dezember 1934 gingen die Eltern mit dem Mädchen zu einer Unterhaltung, wohin auch der Täter kam. Da er von der Familie des Mädchens kühl empfangen wurde und die Eltern ihm nicht gestatteten, daß er im Saale mit dem Mädchen zusammenkomme, benahm er sich ganz absonderlich, sagte seinen Freunden, er werde sich umbringen, was später von den Eltern dahin gedeutet wurde, daß er schon damals das Mädchen hätte erschießen wollen. Die zwiespältige Art des Mädchens zeigte sich bei dieser Gelegenheit deutlich, denn sowohl der junge Mann, als auch die Zeugen sagten aus, daß das Mädchen im Gegensatz zu den Wünschen seiner Eltern, mit dem jungen Mann tanzte, und — nach Aussagen des jungen Mannes — als um Mitternacht das Licht auf eine Weile abgedreht wurde, — rasch zu ihm lief und ihn umarmte. Die Eltern behaupteten, daß das Mädchen sich vor den Drohungen des jungen Mannes fürchtete, so daß sie mit ihr nach Hause gehen mußten. Tatsache ist, daß Mutter und Tochter nach Hause gingen, der junge Mann daraufhin größere Mengen von alkoholischen Getränken zu sich nahm, nach einer Weile im Hause der Eltern des Mädchens erschien, vor den Fenstern schrie, randalierte, forderte, daß das Mädchen herauskomme, und als es nicht kam, mit einer Pistole einen Schuß in die Luft abfeuerte, worauf die Mutter und das Mädchen sich auf den Boden flüchteten. Er wurde später durch die herbeieilenden Freunde abgeführt.

Der 1., 2. und 3. Jänner 1935 vergingen damit, daß der junge Mann ununterbrochen zum Vater des jungen Mädchens lief, ihn bat, er möge gestatten, daß er das Mädchen heirate. Er besuchte in dieser Zeit zu wiederholten Malen das Mädchen, begleitete sie nach Hause und flehte sie an, sie möge ihm ihre Gunst ja nicht versagen. Der Vater hielt jedoch unerschütterlich an seinem Entschluß fest und als der junge Mann trotzdem das Mädchen in seinem Dienstort weiter aufsuchte, erstattete er am 3. Jänner beim Militärkommando die Strafanzeige wegen des am 31. Dezember 1934 stattgefundenen Exzesses, bei dem der junge Mann, wie gesagt, auch einen Schuß abgegeben hatte.

Infolge der Anzeige wurde gegen ihn die Haft verhängt. Als er davon erfuhr, nahm er in einem unbewachten Augenblick eine Pistole mit drei Patronen zu sich, setzte sich auf ein Rad und fuhr zu dem Mädchen. Innerhalb einer Stunde spielte sich nun die Tragödie ab. Er erschien im Geschäftslokal, schoß eine Kugel gegen das Mädchen, die deren Aorta eröffnete, dann jagte er sich eine Kugel in den Kopf. Das Mädchen starb in wenigen Minuten an Verblutung, er, der einen zirka 2 cm tiefen Streifschuß hatte, verlor zuerst das Bewußtsein, genaß jedoch in zwei Wochen.

Nach Ansicht der Sachverständigen konnte man sich mit dieser Waffe absichtlich keine Verletzung zuziehen, die verhältnismäßig so leichter Natur war, wie sie der Täter aufwies. Somit ist die Annahme begründet,

daß er wenigstens in diesem Augenblick tatsächlich die Absicht hatte, auch sich das Leben zu nehmen.

Einige Wochen vor der Verhandlung meldete sich der Täter in der Untersuchungshaft krank und wurde in die versperrte Abteilung des Spitales zur Feststellung seines angeblichen Nervenleidens gebracht. Diese Untersuchung ergab nicht viel Anhaltspunkte für ein bestehendes Nervenleiden. Kaum war er einige Tage in dieser Abteilung, als er mit einem Mithäftling einen Fluchtversuch unternahm. Sie kratzten Kalk von den Wänden, den sie dann dem Wachtposten im gegebenen Augenblick ins Gesicht warfen, ihn entwaffneten und den Versuch machten, zu entwischen. Dem Mithäftling gelang tatsächlich der Fluchtversuch, während er dem jungen Mann mißlang. Bezeichnend ist es für die Psyche der Massen, daß dieser Fluchtversuch die öffentliche Meinung, die bisher für den Angeklagten Sympathien empfand, gänzlich umstimmte. Er wurde als der gemeinste Verbrecher hingestellt, es wurden ihm nun plötzlich von seiten der Zeitungen, die sich mit dem Fall sehr eingehend beschäftigt hatten, auch andere Verbrechen unterschoben, Spionage, Mordversuch am Wachtposten usw. Das Gericht nahm als erwiesen an, daß die Geschehnisse vom 31. Dezember (Schuß in die Luft vor dem Fenster der Geliebten) mit den Geschehnissen am 3. Jänner im kausalen Zusammenhang stünden, daß er am 31. Dezember bereits zu dieser Tat entschlossen war. Er wurde deshalb wegen vorbedachten Mordes verurteilt.

Über den Vorfall befragt, gab er an, er habe sich, als er von der Anzeige des Vaters und der verhängten Haft erfuhr, entschlossen, sich das Leben zu nehmen. Er hätte das Mädchen maßlos geliebt, das Mädchen hätte diese Liebe erwidert und da durch die Anzeige alle seine Zukunftspläne vereitelt worden seien, habe er in der Erregung die Pistole zu sich gesteckt, und sei zu dem Mädchen gefahren. Beim Eintreten in das Geschäft habe er dem Mädchen zugerufen, daß er sich erschießen wolle, worauf das Mädchen erwidert habe, es könne ohne ihn nicht leben. Er deutete das als ein Einverständnis des Mädchens, mit ihm sterben zu wollen, und habe daraufhin den Schuß gegen das Mädchen und dann gegen sich selbst abgedrückt. Ich war damals auf die Aussage des jungen Mannes angewiesen und gab der Verteidigung notgedrungenerweise einen romantischen Anstrich.

Als ich aber später Gelegenheit hatte, den Gerüchten mehr Gehör zu schenken, wurde ich eines anderen belehrt.

Es wurde erzählt, daß das Mädchen überaus lebenslustig war und wenig Neigung zum Selbstmord oder Sterben zeigte. Sie hätte auch zu anderen Männern Beziehungen gehabt. Man erzählte, daß sie immer von einer Ehe phantasierte, die ihr Ansehen und leichtes Leben verschaffen sollte, daß sie von einem Doktor und dergleichen geheiratet werden würde usw. Ihre Wahl sei nur deshalb auf den jungen Mann gefallen, weil sie keinen besseren fand und weil er als Unteroffizier zu dieser Zeit ihr und den Eltern eine gute Partie zu sein schien. Sie hätte auch die Beziehungen zum jungen Mann trotz des Verbotes des Vaters nur deshalb aufrechterhalten, weil sie sich für alle Fälle sichern wollte. Sie hatte schon einmal mit einem andern Mann Schiffbruch erlitten und habe deshalb den jungen

Mann sozusagen warm gehalten. Man erzählte ferner, diese Zwiespältigkeit hätte den jungen Mann in Verzweiflung gebracht, auch hätte ihn maßlos gekränkt, daß sie sich von andern Männern begleiten ließ, daß sie am 31. Dezember von einem anderen Mann Blumen erhalten habe, sich beim Tanz auffallend an den Tänzer angeschmiegt hätte usw.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Täter ein mit Minderwertigkeitskomplexen behaftetes, schwer entmutigtes Individuum ist. Die in zarter Jugend erlittenen seelischen Insulte und die eingehende Analyse seiner Persönlichkeit lassen diese Annahme mit Sicherheit zu. Er war das zweite Kind, er hatte nur noch eine ältere Schwester. Mit sieben Jahren verlor er seine Mutter, mit elf Jahren seinen Vater, war also Doppelwaise. Da der Vater bald nach dem Tode der Mutter wieder geheiratet hatte, kam das Kind zu seinen Großeltern. Er erzählte selbst, daß er als Kind sehr liebebedürftig gewesen war, die verstorbene Mutter hätte ihn verzärtelt, daß ihn aber die Großeltern keineswegs liebevoll behandelt hätten. Bereits mit 12 Jahren mußte er auf eigenen Füßen stehen. Er arbeitete damals in einer Kohlengrube, wo er 12 Stunden und mehr beschäftigt war und für die Arbeiter waschen, putzen und alles zubringen mußte. Er war also der Diener der Diener, weniger noch, als irgend ein anderer Mensch. Schließlich wurde er Schlosserlehrling und trat, nachdem er die Lehre absolviert hatte, in die Armee ein. Bevor er in die Armee eingetreten war, hatte er mit dem Leben einen schweren Kampf zu führen gehabt. Daß er den Kampf bestanden hat, ist kein Beweis gegen seinen neurotischen Charakter, denn der Neurotiker kann den Anschein eines ganz intakten Menschen haben, er versagt nur dort, wo sein Geltungsstreben gefährdet ist. Und im Kampf der Geschlechter ist dies am meisten der Fall. Er hatte bereits in drei Beziehungen Schiffbruch erlitten und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß solche Menschen vor einer langsamen, schrittweisen Lösung ihrer Probleme zurückschrecken und in ihrem Hasten die feigste Lösung irgendeiner vernünftigen Lösung vorziehen.

Von einer feindlichen Welt umgeben, hatte er nur Lieblosigkeit und Gleichgültigkeit gefunden. In seiner kindlichen Verlassenheit fiel ihm häufig der Gedanke des Todes ein, mit welchem Gedanken er dann sein Lebenlang kokettierte. Vielleicht hätte diese kranke Seele eine Frau heilen können, die stark genug gewesen wäre, ihm den Glauben an die menschliche Gemeinschaft beizubringen. Leider kam ihm eine solche nicht in den Weg. Die zweite Frau, die jene Anzeige seinerzeit erstattet hatte, zog die von ihr erstattete Anzeige zurück und wurde bei ihrer Einvernahme von derartigen Weinkrämpfen befallen, daß die Verhandlung wiederholt unterbrochen werden mußte. Sie versprach, von ihm, den sie ja noch immer heiß liebe, nicht mehr zu lassen, sondern warten zu wollen, bis er die Strafe abgebüßt haben werde und ihn dann zu heiraten. Nach der Verhandlung, als ihre Popularität zu Ende gegangen war, kümmerte sie sich nicht mehr um ihn.

In den Akten befand sich ein Brief, den der Täter zur Zeit seiner Verlobung mit Fanny an diese zweite Frau, an die Anzeigerin, geschrieben hatte, und aus welchem ich folgende Stellen übersetze: „Ich weiß,

daß ich Dir in der letzten Zeit großen Schmerz bereitet habe. Aber ich konnte nicht anders ... wir Männer mögen unsere Ansichten über euch noch so sehr ändern, ihr seid in unseren Augen doch immer das Weib von ehedem ... Du müßtest wissen, warum Du in Deinem Innern den steten Kampf um Macht und Schönheit führst. Du sollst wissen, daß Dein ganzes Leben von der Erotik und Sexualität beherrscht ist und daß eben diese es ist, die Dich zu jener Macht über die Männer leitet, von der Du träumst ... Sei bescheiden in dieser Macht, dann bist Du keine Sklavin, sondern eine Herrscherin ... Da Du mir schreibst, daß Du nie um jemandes Gunst betteln würdest, wie die Olga. (Sie ist die dritte Frau, die er, gleich der zweiten, im Stiche gelassen hat.) Ich, als Mann werde mich durch Bettelei nicht erniedrigen... So bist Du, großes Rätsel des Lebens... Die Zeit ist gekommen, um Dir alles mitzuteilen, was ich im Leben gelernt habe. Ich habe Dir Dein Spiegelbild gezeigt, unbefangen. Denn das ist reine Wahrheit... Und wenn ich den Mut besitze, Dir das zu sagen, sollst Du auch den Mut haben, dies einzusehen..."

Wer seine angebliche Überlegenheit in dieser Art betont, ist eben ein Schwächling. Ob diese Gedanken von ihm sind, oder ob er sie aus einem Liebesbriefsteller herausgeschrieben hat, mag dahingestellt sein. Der Umstand, daß diese Worte bei ihm Anklang fanden, legt Zeugenschaft von seiner Einstellung ab, wie er zu diesen Dingen steht.

Sehr bezeichnend ist auch die Diskussion, die ich mit ihm im Gefängnis führte. Ich erzählte ihm, daß ich in der Stadt erfuhr, daß das Mädchen Seitensprünge machte. Er bestritt dies heftig, obwohl er wußte, daß das Mädchen leichtsinnig war. Dagegen erzählte er, sich in Heldenpose werfend, wie er ihre Bekanntschaft gemacht, wie sie ihm nachgestellt habe, um ihn kennenzulernen. Hätte er vor seinen Richtern nicht verhehlt, daß ihn die Untreue des Mädchens rasend gemacht hatte, wäre vielleicht die Strafe anders ausgefallen. Aber das Geständnis, daß er von der Untreue des Mädchens gewußt hat, hätte ihn in seinem männlichen Ehrgefühl verletzt.

Ich wußte seit jeher, daß es sich hier nicht um jenes Gefühl handelt, das Liebe genannt wird. Ein Mensch, der liebt, erschießt nicht seine Partnerin. Das Tier tötet auch nicht sein Weibchen, warum sollten gerade beim Menschen zwischen dem Töten des Partners und dem Geschlechtsleben irgendwelche von der Natur aus gegebene Zusammenhänge bestehen. Die Psychoanalytiker meinen, daß die sexuelle Liebe dadurch entstanden sei, daß die vom Vater vertriebenen jungen Männchen der Urmenschen ihre Libido zur Liebe sublimiert hätten. Es ist nicht unsere Aufgabe, im Rahmen dieses bescheidenen Aufsatzes zu entscheiden, wie der rätselhafte Überbau — die sexuelle Liebe — in das Geschlechtsleben der Menschen gekommen ist, was ihr Wesen ist. Uns interessiert nur, daß sie vom Machtstreben und Geltungsstreben der Partner durchflochten ist und daß sie das geeigneteste Schlachtfeld darstellt, auf welchem sich die Minderwertigkeitsgefühle entmutigter Menschen und der Massen in der schädlichsten Art und Weise auszutoben pflegen. Dieser Fall legt ein beredtes Zeugnis davon ab, wie einer der miteinander wetteifernden Partner seiner

Hoheitsidee durch eine blutige Tat Nachdruck verleiht, respektive sein Streben nach Macht, nach Überlegenheit bekundet.

Daß es sich hier um das Machtstreben dieses Mannes gehandelt hat, geht auch aus folgendem hervor:

Die Gefahr des Galgens, der während der ganzen Dauer der Gerichtsverhandlung seinen Schatten in den Verhandlungssaal warf und die Nerven des jungen Mannes auf die äußerste Probe stellte, erwirkte, daß die lebenslängliche Freiheitsstrafe, die er erhielt, ihm eine offensichtliche Erleichterung in der schweren Spannung der letzten Zeit verschaffte. Als ich ihn nach der Verurteilung besuchte, war von der angeblich unauslöschlichen, großen Liebe keine Spur vorhanden. Neurotische Menschen, die für eine Idee andere Menschen tot sehen wollen, ziehen es gewöhnlich vor, selber am Leben zu bleiben. Durch sein ganzes Gehaben und Gebaren, durch die fortwährenden Beteuerungen seiner Dankbarkeit mir gegenüber, verriet er, daß er glücklich war, zu leben und nun nur ein Ziel kannte, billig aus der Affäre herauszukommen. Es fiel ihm nicht ein, den Wunsch zu äußern, man möge ihn zum Tode verurteilen, da das Leben ohne das Mädchen für ihn keinen Wert habe. Er wollte leben.

Alle diese Umstände lassen keinen Zweifel darüber, daß bei diesem für die großen Aufgaben des Lebens schlecht vorbereiteten Menschen das geringe Maß von Gemeinschaftsgefühl nicht genügt hat, um den Druck der außergewöhnlichen Situation auszuhalten. Durch die hintereinander folgenden Niederlagen wurde er in der kritischen Zeit noch tiefer in jene Entmutigung gedrängt, welche ihn auf seiner Lebensbahn begleitet, er sah nur sich, seine fiktive Leitlinie und verlor jeden Sinn für seine Mitmenschen. Da für den Neurotiker der Reiz, den das begehrte Objekt auf ihn ausübt, umso größer wird, je weiter entfernt es liegt, ist es verständlich, daß durch das kategorische Verbot des Vaters, das zwiespältige Verhalten des Mädchens, die Anzeige vom 3. Jänner, seine Verhaftung, der Besitz des Mädchens ins Unerreichbare gerückt, gleichzeitig aber der Reiz, es doch zu besitzen, ins Unermeßliche gesteigert wurde. Nur so können wir verstehen, warum solche Menschen das Objekt ihrer angeblichen Liebe so maßlos überwerten, sich den Weg zu einer vernünftigen Lösung verrammeln, auf Tod und Selbstmord assoziieren. Ich hörte einmal eine treffende Bemerkung in diesem Belange: Wenn unser Mann das Mädchen hätte heiraten können, wäre seine ganze sogenannte Liebe wie Rauch zerflattert. Diese Bemerkung erinnert an den Ausspruch, daß *Shakespeares* „Romeo und Julia" nie jenen künstlerischen Wert erlangt hätte, wenn aus den beiden ein Ehepaar geworden wäre. Wir streifen hier die Grenze der allgemeinen Neurose; denn solche Menschen, wie unser Täter, handeln im Bewußtsein eines allgemeinen Verständnisses für das, was sie tun: sie eskomptieren die Billigung, die Bewunderung der Massen und erhöhen ihre Person durch den Selbstmord, den gemeinsamen Tod.

Wir wissen, daß der Selbstmord eine an die Adresse der Hinterbliebenen gerichtete Geste darstellt. Der Selbstmordkandidat sieht die Hinterbliebenen, wie sie sich über den Sarg beugen und sich Vorwürfe machen. Auf diese Weise erhöht er seine Person. Und es liegt auf der Hand, daß unser Mann zwei Ziele vor Augen hatte. Sich an jenen, die

die Erfüllung seines Wunsches vereitelten, zu rächen und sich mit dem Mädchen trotz ihres eventuellen Widerstandes zu vereinigen. Wer die geliebte Person und sich selbst erschießt, erreicht trotz aller Hindernisse sein Ziel, weil er sich mit ihr, wenn auch nicht anderswo, n einer irrationalen Welt — im Tod — vereinigt.

Dieses Spiel der Seele kennen wir aus der Kunst. Kreon läßt seine Nichte Antigone in die Höhle einsperren. Sie erhängt sich, worauf der Sohn Kreons und Liebhaber Antigones — Hämon — sich ebenfalls entleibt, sich gleichzeitig an dem Vater rächt und mit Antigone vereinigt.

III. Ein Brudermord.

Der zweite Fall, ein Brudermord, ereignete sich im Laufe des vorigen Sommers in einem kleinen Dorf in der Nähe des Plattensees. Was dem Fall ein spezielles Interesse verleiht, ist der Umstand, daß die Mitbeteiligten zu einer Sekte gehören, die sich rühmt, die Nachfolgerin des Urchristentums zu sein, nämlich zur Sekte der Nazarener. Zur Charakteristik dieser Sekte bemerke ich, daß die Anhänger derselben, ähnlich den Quäkern in England und Amerika, alle religiösen Formalitäten ablehnen, sich auf die Lektüre der Heiligen Schrift, deren Sinn sie wörtlich nehmen, beschränken und was das Wichtigste zur Beurteilung dieses Falles ist, den Gebrauch jedweder Waffe ablehnen. Sie nahmen auch im verflossenen Weltkrieg die Strafen auf sich, die für die Verweigerung des Waffengebrauches gesetzt waren.

Den Juristen interessiert in erster Linie der Täter, in diesem Falle jedoch wurde das Hauptaugenmerk unwillkürlich auf die Person des Getöteten gelenkt, ähnlich wie in dem Roman Franz Werfel's „Nicht der Mörder, sondern der Ermordete ist schuldig". Die Person des Getöteten weist nämlich ganz besondere Eigentümlichkeiten auf. Da die Nazarener laut ihren Vorschriften erst im 18. Lebensjahr getauft werden, wurde der Getötete von seinen Eltern im evangelischen Glaubensbekenntnis erzogen und er trat der Sekte der Nazarener erst im Kriege bei, wodurch dem Verdacht Vorschub geleistet wird, daß sein Beitritt zu dieser Sekte eine gewisse praktische Bedeutung für ihn hatte. Er mußte nämlich dadurch keinen Frontdienst machen und wurde zur Sanität eingeteilt. Auch verließ er nach dem Kriege diese Sekte. Bei der Sanität hatte er sich recht und schlecht verschiedene medizinische Kenntnisse erworben, die er nach dem Kriege in seiner Heimatgemeinde dergestalt zu verwerten versuchte, daß er Tiere und Menschen behandelte. Wegen dieser Quacksalbereien geriet er mit den Behörden wiederholt in Konflikt, es gelang ihm jedoch stets unbestraft davonzukommen. Das erhöhte sein Selbstgefühl und Ansehen bei den einfachen Dorfbewohnern, die ihn immer wieder in Schutz nahmen und ihn nie verrieten. Tatsächlich fügte er den von ihm behandelten Leuten nicht mehr gutzumachende Schäden zu, so z. B. behandelte er einen Kranken so lange, daß ärztliche Hilfe zu spät war. Psychologisch bemerkenswert sind die Allüren, die er sich mit der Zeit aneignete, um äußerlich seine Würde zu dokumentieren. Er ließ durch seinen Vater ein Pferd kaufen, begnügte sich aber nicht mit einem gewöhnlichen Reitpferd,

sondern es fiel seine Wahl auf ein außerordentlich großes Pferd, das er in seiner sogenannten „Praxis" — wie Molière's Ärzte, — für den Besuch seiner Patienten verwendete. Nebstbei ließ er sich ein schönes Sattelzeug kaufen, obwohl bei den Bauern das Reiten des Pferdes mit Sattel nicht üblich ist, legte schöne Kleider an, dazu Reitstiefel und Sporen, so daß es klar auf der Hand lag, wohin er zielte: Aufsehen erregen, eine besondere Stellung in seiner Heimatgemeinde einnehmen. Nach der Verhandlung erzählte mir die Mutter, daß er bei einer Gelegenheit elegant angezogen, hoch zu Roß, vor das Haus eines Mädchens ritt, um deren Hand er geworben hatte. Ein anderesmal erstattete er bei Verwandten in diesem Aufzug einen Besuch. Das Komische an diesem Aufzug fiel ihm natürlich nicht auf. Der Gedanke Arzt werden zu wollen, kam ihm erst nach seiner Kriegsdienstzeit, früher hatte er nie das Verlangen zu lernen. Trotzdem machte er von dieser Zeit an ständig seinen Eltern darüber Vorwürfe, daß sie ihn nicht hatten studieren lassen, wobei er immer betonte, daß er für die medizinische Wissenschaft eine besondere Begabung hätte. Selbst sich jedoch der Mühe zu unterziehen und das Studium nachzuholen, was bei den materiellen Verhältnissen der Familie noch möglich gewesen wäre, fiel ihm natürlich nicht ein. Es ist eben leichter, anderen Vorwürfe zu machen, als sich selbst eine Mühe abzuringen.

Der persönliche Hoheitsgedanke, der ihn in allen seinen Handlungen beseelte, äußerte sich auch darin, daß er einst im Kriege die Uniform eines Leutnants anlegte, sich so photographieren ließ und das Bild seinen Eltern zuschickte. Er konkurrierte aber nicht nur mit den Ärzten, er wollte auch dem Gendarmeriewachtmeister gleichen, der in diesen kleinen Orten als Autorität eine große Rolle spielt. Er zog bei einer Auseinandersetzung seine Uniform an, schnallte das Bajonett um und sagte, er sei ebenfalls eine Militärperson, daher imponiere ihm auch der Gendarmeriewachtmeister nicht.

Sein Autoritätsstreben artete schließlich in Tätlichkeiten aus. Als er einst mit seinem Vater in Streit geriet, wollte er das Pferd mit seinem Taschenmesser erstechen. Als ihn der Vater daran hinderte, zerschnitt er wenigstens das schöne Pferdegeschirr, auf das er sonst so stolz war. Eine geringfügige Bemerkung seines jüngsten Bruders über sein Äußeres, er meinte bewundernd, daß er schön angezogen sei, genügte ihm, um dem Bruder eine Ohrfeige zu versetzen.

Um den Behörden zu entgehen, ließ er sich schließlich für seine „Visiten" nicht bezahlen, sondern verkaufte zum Beispiel das Aspirin teurer als die Apotheke, oder ließ sich mit Wein bezahlen. Dadurch verfiel er sukzessive dem Alkoholismus. In seinem Obduktionsprotokoll lasen wir, daß die Leber zwei Kilogramm wog, Härte und Sprödigkeit aufwies und daß das Gehirn und Magen nach Alkohol rochen, wodurch erwiesen erscheint, daß er dem Trunke vollkommen ergeben war.

Dieser Mann — der Getötete — war der Älteste von vier Söhnen. Zwischen ihm und dem zweitältesten Sohn bestand eine Altersdifferenz von 13 Jahren, was ihm in der Familie jahrelang die Stelle eines einzigen Kindes verschaffte. Tatsächlich wurde er auch von der Mutter und der Großmutter außerordentlich verwöhnt und seine kindlichen Geschicklich-

keiten als eine besondere Begabung gewertet und vor ihm ununterbrochen betont. Da die Eltern nach ihm ein Kind verloren hatten, wandte sich ihre Liebe und Zärtlichkeit in verdoppeltem Maße dem ihnen verbliebenen Kinde zu. Dadurch und auch weil seine Eltern in der Gemeinde am wohlhabendsten waren, wurde er am besten gekleidet und stach auch schon aus diesem Grunde aus der Dorfjugend hervor. In der kritischen Zeit, also zur Zeit der Tragödie, war der älteste Bruder 38 Jahre alt, der nächste 25 — dieser war Landwirt —, der dritte Sohn, also der Täter, 23 Jahre, er war Kaufmann, und der Jüngste, der im Krieg geboren wurde und Lehramtskandidat war, 18 Jahre alt. Als der älteste Sohn vom Kriege zurückkehrte, fand er diesen jüngsten Bruder eben geboren vor. Er machte den Eltern über die Geburt dieses jüngsten Kindes heftige Vorwürfe, indem er meinte, er habe gelitten und die Eltern hätten sich während dieser Zeit vergnügt. Er war der kräftigste unter den Brüdern, die anderen drei waren von auffallend kleiner Statur im Verhältnis zu ihm und spielten in der Familie eine untergeordnete Rolle.

Die Mutter war stets eine exaltierte und herrschsüchtige Frau, während der Vater vollkommen im Hintergrunde stand. Das zeigte sich beispielsweise auch darin, daß, als der älteste Bruder einmal eine Witwe heiraten wollte, die Mutter heftigen Widerstand entgegensetzte mit der Begründung, daß ein so schöner Mann eine Jungfrau verdiene. Später stellte sich heraus, daß die Witwe auch vom materiellen Standpunkt aus eine weitaus bessere Partie gewesen wäre, als seine spätere Frau, was zur Folge hatte, daß sein ohnedies schwankendes Gleichgewicht ganz zerstört wurde. Er heiratete nach dem Willen der Mutter und bekam nach dem Grundsatz: Neurotiker gesellt sich zu Neurotiker, eine Frau, die ebenfalls eine Neuropathin war. Diese schlechte Ehe war auch ein Grund für ihn, seinen Eltern ununterbrochen Vorwürfe zu machen. Wie seine Frau geartet war, beweist ihr Verhalten nach dem Tod ihres Mannes. Als sie erfuhr, daß ihr Mann getötet worden war, pries sie sich darüber glücklich, weil sie endlich von dem rohen Mann befreit sei. Bei der Verhandlung jedoch schrie und weinte sie und benahm sich so aggressiv, daß man sie schließlich verhaften wollte. Durch diese Ehe wurde das Leben aller noch unerträglicher.

Und nun zur Charakteristik des dritten Sohnes, des Täters. Dieser absolvierte in einer größeren Stadt 4 Bürgerschulen, war am längsten vom Elternhause abwesend und wurde — wie gesagt — Kaufmann. Er und der jüngste Bruder — der Lehramtskandidat — hatten also sozusagen bessere intellektuelle Berufe ergriffen. Im Monate Feber kam der Täter nach langer Abwesenheit nach Hause und erfuhr von den Eltern, daß zwischen diesen und dem ältesten Sohn ein Zwiespalt entstanden war, der zu gefährlichen Gehässigkeiten ausartete und daß dieser nicht nur seine Frau im betrunkenen Zustande schlage, sondern auch seine greisen Eltern bedrohe und mißhandle. Von diesem dritten Bruder, dem Täter, wurde allgemein bestätigt, daß er ein überaus gütiger, zuvorkommender, rechtschaffener, uneigennütziger Mann sein solle. Seine Dienstgeber sagten über ihn das Allerbeste aus. Er erzählte mir, daß ihn große, edle Handlungen immer mit Bewunderung erfüllt hätten und am besten hätte

ihm ein Buch über den berühmten Budapester Gelehrten Semmelweis gefallen, welcher die Ursache des Wochenbettfiebers gefunden hatte und dadurch das Leben so vieler Frauen gerettet hätte.

Im Monate März vorigen Jahres bedrohte der älteste Bruder wieder einmal seine Frau, die sich vor seinen Mißhandlungen zu den Eltern des Mannes flüchtete. Dieser folgte ihr und es kam das erstemal zu einem Streit zwischen den beiden Brüdern, wobei der Täter sich der Frau und Eltern annahm. Bei dieser Gelegenheit belegte der älteste Bruder den Täter mit unflätigen Schimpfworten und drohte gleichzeitig, ihn umzubringen. Er trug zeitweise seine Pistole bei sich herum. Von nun an schlief der Täter nicht mehr zuhause. Er fürchtete sich vor den Drohungen des ältesten Bruders, insbesondere war er um die Eltern besorgt, derentwillen er beschloß, das Haus zu verlassen.

Am 14. Mai erschien der älteste Bruder vor dem Haus der Eltern, schlug mit dem Stock an die Türe, randalierte, hob ein Fenster aus den Angeln und drohte die Familie auszumerzen. Er ging erst dann weg, als man Licht machte und er sehen konnte, daß der Täter nicht in der Wohnung sei. Am nächsten Tage erschien der Gendarmeriewachtmeister im Haus, um den Tatbestand über das am Vorabend Vorgefallene aufzunehmen. Dabei kam auch der Täter nach Hause und erfuhr von der nächtlichen Ruhestörung, den Drohungen und dem neuerlichen Exzeß. Kurz nachher kam der älteste Bruder im alkoholisierten Zustande, belegte wiederholt den Täter mit wüsten Schimpfworten und Drohungen. Als er sich auf die Beschwichtigung des Wachtmeisters entfernt hatte, nahm der Täter die Pistole zu sich.

Nach einer Viertelstunde kam der älteste Bruder abermals ins elterliche Haus, blieb aber diesmal auf der Straße vor dem Fenster stehen und verlangte unter groben Schimpfworten, daß die gegen ihn erstattete Strafanzeige unverzüglich zurückgenommen werde, da er sonst seine Drohungen verwirklichen würde. In dem Raume, vor dessen Fenster er stand, befanden sich Vater, Mutter und der Täter. Plötzlich ertönten zwei Schüsse, der Mann vor dem Fenster lief weg, der Täter, den Raum verlassend, ihm über den Hofraum nach, den Bruder bis zirka 30—40 Schritte verfolgend, im Hof des nächsten Hauses seinen dritten Schuß abfeuernd, der den Flüchtenden zur Strecke brachte.

Gleich an Ort und Stelle befragt, warum er den Bruder erschossen habe, gab er zur Antwort, daß er es nicht recht wisse, er habe Angst gehabt, daß er ihn und die Eltern erschießen wolle, und sei im kritischen Augenblick stark erregt gewesen, so daß er sich nicht mehr habe beherrschen können. Er beteuerte, daß der Bruder die Hand in der Tasche gehabt habe und daß er der Überzeugung gewesen sei, daß er schießen wolle. Nach den ersten Schüssen sei er der Ansicht gewesen, daß er nicht getroffen habe und daß der Bruder nun in das Haus laufen wolle, um sich zu rächen. Er sei ihm auch aus diesem Grunde nachgelaufen, in der Annahme, daß der Bruder nur deshalb in den nächsten Bauernhof eile, um sich einen Stock zu holen und ihn mit diesem Stock zu erschlagen. Tatsächlich befanden sich Steine und Holzstöcke in der Nähe jenes Ortes, an welchem

der Getötete, mit dem Gesichte dem Täter zugewendet, und mit hoch erhobenen Armen am Boden hingesunken lag.

Gegen diese seine Rechtfertigung sprachen die Aussagen der Zeugen, die behaupteten, daß der Getötete vor dem Täter flüchtete und es sprach außerdem noch der Umstand gegen ihn, daß der Getötete bereits eine tötliche Kugel im Leibe getragen hatte. Der Obduktionsbefund ergab, daß er zweimal getroffen wurde. Der erste Schuß ging durch den rechten Herzvorhof und durchquerte dann die Scheidewand zwischen linkem Vorhof und linker Kammer, um schließlich im Herzfell stecken zu bleiben. Der zweite Schuß ging durch die linke Augenhöhle, durchbohrte den Stirnteil des Gehirns und trat an der rechten Schläfe aus. Beide Schüsse waren demnach tödlich und mußten von vorne getroffen haben. Die Untersuchung der Leiche ergab weiter, daß der Getötete keine Pistole in der Tasche hatte, daß also die Annahme des Täters und seine ganze Kombination, sowie seine Handlungsweise, die sich daran knüpfte, wenn auch vielleicht subjektiv stichhältig, objektiv aber jeder Grundlage entbehrte.

Wenn man sich nun fragt, wieso es kommt, daß sich dieser ruhige, bisher unbescholtene, gute, feine Mensch zu dieser entsetzlichen Tat habe hinreißen lassen, und daß gerade er unter seinen Brüdern dieselbe vollbrachte, sich also gleichsam zum Rächer oder Retter der Familie aufspielte, so ergeben sich folgende Betrachtungen:

Es liegt auf der Hand, daß diese Familie und das seelische Milieu, in welchem die Kinder aufwuchsen, eine Brutstätte für die Entstehung neurotischer Charaktere war. Die exaltierte Mutter, die in der Familie das Regiment führte und unter den Männern der Familie niemanden gelten ließ, als den körperlich besonders gut ausgestatteten brutalen, ältesten Sohn, entwickelte in den jüngeren, körperlich mangelhafter ausgestatteten Brüdern die natürlich vorhandenen Minderwertigkeitsgefühle in verstärktem Maße, die bei der gegebenen Situation der Familie früher oder später zerstörend wirken mußten. Von den beiden jüngeren Brüdern, die beide studiert hatten, war der ältere, also der Täter, der wissensdurstigere. Es mag ihm vorgeschwebt haben, daß er, gleichsam der Erlöser der Familie, für seine Handlung die Zustimmung der Welt finden werde. Verstärkt wird dieser Gedanke dadurch, daß der Gendarmeriewachtmeister die Zwistigkeiten keinesfalls sehr ernst genommen hatte, obwohl der Vater wiederholt in seiner Angst sich an ihn gewendet hatte, sogar um einen Waffenpaß ansuchte. Das alles erfuhr der Täter, als er nach langer Abwesenheit nach Hause kam und da er ja wußte, daß der Vater infolge seiner Schwäche dem Übel nicht abhelfen konnte und der zweitälteste Bruder, der Landwirt, von frühmorgens bis spätabends am Felde beschäftigt, mehr passiv den Dingen gegenüberstand, glaubte er offensichtlich, sich zu diesem Erlöserwerk berufen. Tatsächlich kommt es ja nicht zu selten vor, daß Knaben im Pubertätsalter den Vater, der ein Trunkenbold ist, töten, um Mutter und Geschwister vor den Mißhandlungen zu bewahren. Diese jungen Menschen tragen in sich zumeist den Erlösergedanken, der sie und ihre Tat über die Masse der Menschen hinausheben soll.

Auch diesem jungen Brudermörder mag der Erlösergedanke vorgeschwebt und in ihm die unklaren Gedanken eines Märtyrers erweckt

haben, die uns umso verständlicher werden, wenn man bedenkt, daß die hohe Moral des Nazarenertums, die ihm als Vorbild galt und die lügnerische Moral der Welt in ihm gleichsam eine Spaltung seiner Persönlichkeit hervorrief, wodurch ihm unmöglich wurde, in dem kritischen, noch nie dagewesenen Augenblick den Weg zur Realität zu finden, die richtige Lösung der ihm harrenden Aufgabe zu treffen. Er, der intelligenteste Sohn, mochte vom Gedanken beseelt gewesen sein, daß hier eingeschritten werden muß, daß diese unleidlichen Zustände nicht mehr geduldet werden könnten, es dürfte ihm aber auch vorgeschwebt haben, daß die Gesellschaft das Töten zuweilen erlaube, ja sogar billige, wofür dem Täter Anerkennung, Lob gebühre.

Dem mit Minderwertigkeitskomplexen Behafteten kommt die Rolle des Märtyrers und Erlösers gelegen. Der Weg, der in solcher Situation zum Abfeuern der Waffe führt, ist für einen für die Aufgaben des Lebens schlecht vorbereiteten Menschen ein ganz geringer. Das stete Streben nach Macht, nach heldenhafter Pose, erwirkt in solcher kritischen Situation die Aktivierung der bei anderen Menschen wirksamen Hemmungen, wozu sich noch der Umstand gesellt, daß es manchmal gar nicht so leicht ist, in unserer mit Widersprüchen übersättigten Welt sich zurechtzufinden. Nicht ohne Grund hat der Gesetzgeber es für notwendig gefunden, in die Strafkodexe den Paragraphen einzuführen, welcher im Österreichischen Strafgesetzbuch folgendermaßen lautet: „Mit der Unwissenheit des gegenwärtigen Gesetzes kann sich niemand entschuldigen (§ 3).“ Ohne diese Fiktion wäre die Strafjustiz sehr schwer denkbar. Dieselbe setzt voraus, daß ein Täter, der z. B. aus Notwehr gehandelt hat, im Vorhinein wisse, daß in seinem konkreten Fall ihm der Strafausschließungsgrund der „gerechten Notwehr“ zugebilligt werde. Die Gesellschaft bürdet sozusagen dem Einzelnen die Aufgabe auf, in der manchmal sehr schwierigen Situation die den Gesetzen und der Judikatur entsprechende richtige Lösung zu finden, welche von ihr nach Verübung der Tat von ihren Rechtsgelehrten mit großer Apparatur fachgemäß konstatiert werden wird.

Nach den Jugenderinnerungen befragt, erzählte mir dieser Brudermörder, daß er einst als junges Kind einem Bettler, der mit der Begründung von allen Türen gewiesen wurde, er sei noch stark genug, um zu arbeiten, in der Aufwallung seines Mitgefühls ein Stück Kuchen gegeben habe, obwohl er selber den Kuchen gerne gegessen hätte. Er bewunderte als Junge stets die internationale Vereinigung der Pfadfinder, weil ihm imponierte, daß Jungens aller Nationen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer Sprache, sich zusammenfänden, und es schien ihm unerklärlich, daß sie einst sich im Kriege als Feinde gegenüberstehen könnten.

Als ich vor der Appellationsverhandlung ihn neuerdings besuchte und ihn fragte, wieso es denn käme, daß er diese furchtbare Tat habe begehen können, durch welche er mit dem gelben Fleck des Verbrechertums für immer gebrandmarkt werde, meinte er, es erscheine ihm die Tatsache, daß er sich hier im Gefängnis als Mörder in Haft befinde, immer wie ein schrecklicher Traum. Er habe seinerzeit immer mit Abscheu in den Zeitungen die Mordberichte gelesen und es schien ihm da keine Strafe zu hart für diese Menschen, die anderer Menschen Leben vernichteten. Und

nun stünde er selbst vor mir als Mörder und müsse mich noch bitten, ich solle alles daransetzen, daß seine Strafe herabgesetzt werde. In diesem Moment erschien mir die individualpsychologische Deutung des Verbrechertums, die im Verbrecher den irrenden Menschen sieht, der im langen Kampfe mit einer falschen Lebenseinstellung schließlich dieser unterliegt, klarer denn je. Eine Vision, die ihn im Gefangenhaus verfolgte, erhärtete in mir noch diese Meinung. Er sah seine greisen Eltern auf der Bahre, umgebracht von dem Bruder, und wie dieser, angesichts seiner entsetzlichen Tat und in Reue über sie, von jenen Giften nahm, die er stets bei sich trug. Diese Vision gibt einen Einblick in sein Innenleben. Sie klingt wie eine Entschludgung seiner Tat. Er sieht die Eltern tot von der Hand des Bruders, dieser selbst in Reue und Schmerz zusammenbrechend. So hat er sich die Dinge wahrscheinlich in seinen Träumen vorgestellt, vielleicht auch mit dem Zusatze, daß er dem Bruder dann jene Vorhalte machen würde, die er sich jetzt selbst machen mußte. Er eilte den Ereignissen seiner Vorstellung voraus und hatte sich, in Konsequenz seiner moralischen Überhebung, über den Bruder, sozusagen als Richter über ihn, gesetzt.

IV. Was ist Kriminalität?

Ich wollte durch die ausführliche Darstellung dieser beiden Fälle und durch ihre psychologische Kommentierung einen kleinen Einblick in die Seele von Menschen bringen, die gemordet haben. Man ersieht aus dem Gesagten, daß der Mechanismus der Seele dieser Menschen derselbe ist wie jener eines sogenannten normalen, nicht kriminellen Menschen. Auch hier sehen wir, daß die Handlungen von der gesamten Persönlichkeit abhängen und von dem Milieu beeinflußt werden, in das der Betreffende schließlich verankert wurde. Der Unterschied ist *die falsche Tendenz, die eigene Person zu erhöhen, indem man die anderen entwertet. Der kriminelle Mensch — sagt Adler — will nichts anderes, als seinen eigenen Wert dadurch erhöhen, daß er das Leben, das Vermögen, die Ehre anderer entwertet. Das ist alles.* Man würde umsonst bei diesen Menschen nach erblicher Belastung der Kriminalität suchen. Die psychiatrischen und erbbiologischen Forschungsinstitute würden nur auf einen Holzweg geraten, wenn sie sich dieser Arbeit unterziehen würden, und wenn man nach der Kompromißentschließung des vor kurzer Zeit in Berlin stattgefundenen Strafrechtskongresses vorgehen würde, würde man durch die Sterilisierung dieser beiden jungen Männer ein sehr zweifelhaftes Ergebnis erzielen. Ganz vergeblich würden wir auch nach den Stigmata des Mördertums, sowie nach einem speziellen Substrat desselben suchen, wie es in den Philosophastereien über das „Unschaubare“ und das „Mysteriöse“ des Mördertums mit soviel Überschwang niedergelegt wird, um dem sich moralisch einwandfrei Dünkenden das Gruseln über den Rücken zu jagen.

Was ich ferner mit diesen zwei Beispielen bezweckt habe, ist, zu zeigen, daß *diese zwei Menschen auch andere Menschen hätten werden können*, deren Name heute nicht im Strafevidenzamt aufscheinen müßte, *wenn man sie für das Leben entsprechend vorbereitet hätte.* Diese Feststellungen

beziehen sich nicht nur auf jene Fälle, deren Motive schließlich, wie in diesen zwei Fällen, menschlich begreifbar sein können, sondern auch auf jene, wo der Wille, der Vorsatz vom Wurm der Selbstsucht und des Zynismus angefressen ist, wie beispielsweise bei einem Raubmörder oder, um ein Beispiel aus der Literatur zu bringen, bei Macbeth und Lady Macbeth.

Die Individualpsychologie erweist sich somit — wie wir sehen — als eine vorzügliche kriminaläthiologische und kriminaltherapeutische Methode und bedeutet im Vergleiche zu den kriminologischen Schulen einen großen Fortschritt.

*

Zum Schluß möchte ich noch kurz von der Kriminalität im allgemeinen sprechen und an Hand einiger Beispiele auf die Relativität dieses Begriffes aufmerksam machen.

In Ägypten galt das Töten der Katze — weil sie als ein heiliges Tier verehrt wurde — als ein schweres Verbrechen. Im römischen Recht war das Töten der Sklaven erlaubt, als strafbare Handlung kam nur in Betracht, wenn ein freier Mensch seines Lebens beraubt wurde. — *Jeanne d'Arc*, die große heroische Gestalt der französischen Geschichte, wurde im Jahre 1431 wegen Götzerei, Gotteslästerung, Herese, Unsittlichkeit usw. als Ketzerin verurteilt und am Scheiterhaufen verbrannt, dann einige Jahre nachher zufolge der Wiederaufnahme ihres Prozesses rehabilitiert. Es ist bekannt, daß das Töten unter gewissen Verhältnissen als eine Tugend gewertet wird, wie bei *Benvenuto Cellini*, der in seiner Lebensgeschichte sich rühmt, nie gestohlen, hingegen unzählige Menschen getötet zu haben.

Aus der Relativität des Begriffes Kriminalität erklärt es sich, daß die Kriminalität zuweilen mit dem Abnormalen, Krankhaften nichts zu tun hat. Wenn z. B. jemand in Unkenntnis der bestehenden Valutenvorschriften ins Ausland ohne die entsprechenden Formalitäten Geld schickt und über diese Vorschriften z. B. wegen eines langen Auslandsaufenthaltes nicht unterrichtet ist, so liegt es auf der Hand, daß diesem Delikt, welches mit ziemlich hoher Strafe bedroht ist, der Gesündeste verfallen kann. Oder wenn jemand aus Notwehr einen tötet und z. B. niemand zugegen ist, der als Zeuge bestätigen könnte, daß der Täter ums Leben gekommen wäre, wenn er den rechtswidrig Angreifenden nicht früher niedergestreckt hätte, wird die Kriminalstatistik mit ihm als einem Verbrecher operieren, anthropologische Messungen werden an ihm vorgenommen, daktyloskopische Aufnahmen angefertigt und die Krimonologie wird wissenschaftliche Konsequenzen aus dieser Handlung ziehen, obwohl der gesündeste Selbsterhaltungstrieb es war, der dem Betreffenden die Waffe in die Hand gedrückt hat. Und umgekehrt, das für den Psychologen offensichtlich Krankhafte kann vom gesetzlichen Standpunkt als erlaubt, normal angesehen werden. Der 2. Absatz des § 324 des französischen Code Pénal exkulpiert den Ehegatten, der seine Frau und ihren Liebhaber, die er im Augenblick des Ehebruches im gemeinsamen Wohnsitz ertappt hat, erschießt. Obwohl ein solcher Ehemann einen Menschen, eventuell zwei Menschen ihres Lebens beraubt hat, wird er nach erfolgtem Freispruch, ungeachtet der blutigen Tat, als Ehrenmann, ja sogar als Held sich auf der Straße zeigen können.

Aus diesen Beispielen geht deutlich hervor, daß es ein apodiktisches, ein objektives Kriterium für Kriminalität nicht gibt und nicht geben kann. Es gibt kein absolutes Maß, an welchem gemessen werden könnte, wo die erlaubten Handlungen enden und die Delikte beginnen. Die jeweilige Gesellschaftsordnung deklariert, daß eine Handlung oder Unterlassung für sie als besonders gefährlich angesehen wird und belegt dieselben mit Strafen. Das ist die einzige Demarkationslinie zwischen Kriminell und Nichtkriminell.

Aus diesen Betrachtungen folgt ferner, daß auch der Begriff Mörder gar nicht so scharf umrissen ist als es den Anschein haben mag. Ich erinnere an die Tatsache, daß, falls im Falle des Brudermordes zwischen Täter und Ermordeten kein Fenster gewesen wäre und der Täter dem getöteten Bruder nicht nachgelaufen wäre, der Freispruch wegen gerechter Notwehr erfolgt wäre.

Omnia ex opinione suspensa sunt. Alles hängt von der Auslegung ab. Und wenn der Schuß im Falle des Mordes an der Geliebten um jene kleine Distanz tiefer gegangen wäre, als die Dicke der Anklageschrift ausmachte, hätte eine Aureole die Stirne zweier Liebenden umkränzt und die ganze Sympathie und das Mitleid einer Stadt wäre zum Grabe der im Tode Vereinten gewandert. Über die Nebenumstände, die diese Romantik stören, hätten sich die Menschen leicht hinweggesetzt. Tatsächlich hat sich kurze Zeit vorher ein solcher Fall in derselben Stadt ereignet und diese hat an der Liebestragödie dermaßen Anteil genommen, daß das Grab lange Zeit von den Bewohnern förmlich belagert war. Was für eine kurze Distanz besteht doch zuweilen zwischen der Gloriole des Märtyrertums und der Deklassiertheit des Mördertums!

Omnia ex opinione suspensa sunt — sagt *Seneca*. Diese Ambivalenz in der Wertung von Begriffen steckt in der Masse, was jenes Kinostück beweist, in welchem folgendes vorkommt: Ein älterer Mann, der eine junge Frau geheiratet hat, lebt anfangs mit ihr in bester Ehe. Da tritt ein junger Mann, der der beste Freund des Mannes ist, in das Schicksal dieser Ehe, verliebt sich in die Frau und diese erwidert seine Liebe. Nun dreht sich der Film um diesen Konflikt, der daraus entsteht. Die Lösung ergibt sich im Selbstmord des alten Ehegatten, der den Weg durch seinen Tod den beiden Liebenden freigibt. Dadurch erhöht er aber auch seine Charaktergröße. Obwohl es sich hier um den Tod eines Menschen handelt, geht es doch immer wie eine Erleichterung durch die Reihen der Zuschauer, die in diesem Tod ihren Wunsch erfüllt sehen. Daß es hier noch andere Lösungen als den Tod gibt, würde weniger der Kunstsinn des Publikums als vielmehr die manchmal mörderische Neigung desselben kaum verstehen. Dieses Kinostück und seine Aufnahme bei dem Publikum beweist gleichzeitig den unglaublichen Mangel an Gemeinschaftsgefühl der Massen und es ist daher nur begreiflich, daß der alternde *Goethe* in sein Tagebuch den Ausspruch notierte: „Es gibt kein Verbrechen, dessen ich mich nicht für fähig hielte."

Psychische Komponenten bei Haut- und Geschlechtskrankheiten.[1])

Von Dr. IGNAZ WEITZ, Facharzt für Dermatologie (Wien).

Die Individualpsychologie als Neurosenlehre findet naturgemäß ihre Anwendung hauptsächlich bei funktionellen Störungen. Wir können jedoch auch wertvolle und interessante Anhaltspunkte bei der Beurteilung und Behandlung von somatischen Erkrankungen, wie sie sich in der dermatologischen Praxis ergeben, durch sie in die Hand bekommen.

Meine Erfahrungen beziehen sich auf Patienten in der Sprechstunde. Allgemein wäre vorauszuschicken, daß sich die dermatologischen Patienten in ihrem Verhalten kaum von an anderen Organen Erkrankten unterscheiden, bei den venerischen Fällen jedoch läßt schon das Krankheitserlebnis oder die Befürchtung einer venerischen Infektion die Psyche stärker mitschwingen, was auch leicht erklärlich ist.

Eine venerische Erkrankung ist für ihren Träger viel unangenehmer und mit eventuell viel schwereren Folgen verbunden, was in erster Linie mit ihrer sozialen Wertung verbunden ist. Sie gilt als Schande, muß vom Betroffenen geheimgehalten werden, bringt ihn in schwere Konflikte mit seiner nächsten Umgebung, sie wird als Niederlage gewertet, die er selbst verschuldet hat oder die ihm ungerechterweise zugefügt wurde, eine etwaige Arbeitsunfähigkeit wird viel strenger beurteilt — kurz, alles Umstände, welche die Haltung des Patienten sehr wesentlich beeinflussen. Manchmal können wir schon durch die Stellungnahme des Patienten zu seiner Erkrankung einen Einblick in die Dynamik des Geschehens gewinnen.

Hierfür einige Beispiele:

Fall 1. Bei einer Patientin stelle ich gelegentlich einer Untersuchung eine nicht mehr frische Gonorrhoe fest, welchen Befund sie etwas ungläubig und indigniert hinnimmt. In den nächsten Tagen erscheint bei mir ein Mann, der an einer akuten Gonorrhoe erkrankt ist. Kaum hatte der Kranke das Ordinationszimmer verlassen, als die Patientin aufgeregt hereinstürzt, sich als seine Gattin legitimiert und die Diagnose seiner Erkrankung verlangt. Ich teile ihr den Befund mit, worauf sie mich eindringlichst befragt, ob wirklich ihre Erkrankung die primäre sei, und meine Meinung, daß es nach dem Ergebnis der Untersuchung kaum anders möglich ist, wirkt auf die Patientin sichtlich beruhigend, worüber ich nicht wenig erstaunt war. Darauf meinte sie, es wäre für sie unerträglich gewesen, wenn sie erfahren hätte, daß ihr Mann einen Ehebruch begangen hat.

Man sieht hier sofort die Einstellung dieser Frau; es geht um die Macht, ein Extrem des männlichen Protestes. Die Patientin abstrahiert von allem, von der Tatsache ihrer Erkrankung, der Infektion ihres Gatten durch sie, vor allem geht es ihr darum, ob nicht der Mann dadurch,

[1]) Vortrag in der ärztlichen Arbeitsgemeinschaft des Wiener Vereins für Individualpsychologie, gehalten am 8. Januar 1936.

daß er Gleiches mit Gleichem vergolten hat, sie um die Illusion ihrer Macht gebracht hat.

Wir werden wahrscheinlich in der Annahme nicht fehlgehen, daß ihre außerehelichen Extratouren, die sie zugegeben hat, nur so lange für sie von Interesse sind, als sie sich des Einflusses auf ihren Mann in dieser Hinsicht sicher glaubt. Eifersucht und eheliche Untreue hatte ich oft Gelegenheit zu beobachten, allerdings öfter bei Männern.

Fall 2. Ein junger Mensch erscheint wegen der Befürchtung, venerisch erkrankt zu sein. Der Befund ist völlig negativ, trotzdem ist der Patient kaum zu beruhigen, er erscheint zweimal täglich durch einige Tage, telephoniert auch zwischendurch. Anamnestisch war eine Infektion fast ausgeschlossen, nachdem Patient nach seiner Angabe sich seiner Partnerin äußerst vorsichtig genähert hat und ein Geschlechtsverkehr nicht stattfand. Er betonte auch vor mir die „geringe Wahrscheinlichkeit" einer Infektion, konnte aber dennoch nicht unterlassen, sich mit den Folgen einer befürchteten venerischen Infektion zu beschäftigen.

Und die Situation des Patienten? Der ängstliche, pessimistische Mensch stand vor einer Ehe mit einer älteren Frau, von der er sich wesentliche Erleichterungen für sein Leben, mit dem er allein nicht fertig werden konnte, erhoffte. Die tendenziöse Übertreibung der Gefahr einer Geschlechtskrankheit muß als ein „Fiat!" aufgefaßt werden, für die Art, in welcher der Patient das Liebes- und Eheproblem zu lösen eben im Begriffe war.

Ähnlich liegt die Situation im *3. Fall.* Auch hier ist eine Infektion nach den Angaben des Patienten auszuschließen und dennoch ist er sehr verängstigt über die Folgen einer venerischen Erkrankung, die er jedoch selbst für sehr unwahrscheinlich hält. Dieser Patient ist ein älterer Mensch, mit einer viel jüngeren Frau verheiratet. Am meisten beklagt er seinen „unglückseligen Trieb", der ihn dazu verleite, sich derlei Gefahren auszusetzen und der sich erst in den letzten zwei Jahren eingestellt habe. Die Annäherung an die Partnerin erfolgte ohne auch nur den Versuch eines Geschlechtsverkehrs, so daß das Arrangierte im Verhalten des Patienten ganz offenkundig ist. Ich glaube, daß es hier das Problem des Alterns in dem Patienten aus Angst vor dem jüngeren Ehepartner die „Triebe" wach werden läßt, denen er in dieser Art „frönt".

Zusammenfassend können wir also sagen, daß wir schon durch Wertung des Krankheitserlebnisses oder nur einer Befürchtung derselben, vom individualpsychologischen Gesichtspunkte aus, vom ersten Moment an manchmal wertvolle Hinweise gewinnen.

In den drei Fällen ist es besonders charakteristisch, wie die Patienten nur ein bestimmtes, sie besonders berührendes Moment berücksichtigen, so im 1. Falle, wo nur Gewißheit über die bedrohte Machtsphäre gesucht und von der körperlichen Erkrankung ganz abstrahiert wird, im Fall 2 die Gefahr, im Fall 3 „das Triebhafte" tendenziös in den Vordergrund geschoben und gewertet werden.

Wir würden bestimmt viel öfter in der Lage sein, derlei Einblicke zu gewinnen, es besteht aber meistens kein Anlaß, den Patienten über per-

sönliche Umstände auszufragen und würde auch vielfach als unberechtigt von ihm empfunden werden.

Nun wollen wir weiter untersuchen, wie weit psychische Einflüsse für den Verlauf der venerischen Erkrankungen maßgebend sind.

Ein 60jähriger Mann erkrankt an einer akuten Gonorrhoe. Anamnestisch erste derartige Erkrankung. Auffallend war gleich vom Anfang an ein ziemlicher Harndrang, der objektiv nicht zu erklären war. Es bestand eine reine Uretritis anterior mit mäßigen Entzündungserscheinungen, der zweite Urin war vollkommen klar, Palpatorisch: Adnexe o. B. Gegen Ende der dritten Woche traten eine leichte Prostatitis und Uretritis posterior auf, die aber unter entsprechender Therapie bald zurückgingen. Nach etwas mehr als sechs Wochen war die Gonorrhoe ausgeheilt, das häufige Urinieren, welches während der Ur. post. sich ziemlich verstärkte, nahm dann ab, ohne jedoch bei Abschluß der Behandlung ganz zu verschwinden. Die weitere Beobachtung ergab die völlige Heilung des Patienten, bei bestehendem Harndrang. — Patient war in seinem Berufe nicht mehr tätig, doch früher übte er ihn mit großem Eifer und Ehrgeiz aus. Es gereichte ihm besonders zur Genugtuung, daß er von vielen Kollegen auch von anderen Ressorts zu Rate gezogen wurde. Frauen gegenüber war er sehr zurückhaltend und ging ihnen ängstlich aus dem Wege, sein Verhältnis zur eigenen war ein durchaus korrektes. Vor ungefähr drei Jahren wurde er in den Ruhestand versetzt, was er sehr schwer empfunden hatte. Die Tatsache, aus seinem bisherigen Tätigkeits- und Machtbereiche ausgeschaltet zu sein, bedrückte ihn sehr. Seine Nervosität, die immer bestand, verstärkte sich jetzt, er schlief schlecht, was übrigens auch während der Zeit seiner Tätigkeit der Fall war; damals hatte Patient oft in der Nacht über seine beruflichen Angelegenheiten viel nachgedacht, jetzt war es wieder der Verlust seiner Einflußsphäre, die ihm den Schlaf raubte. Zu dieser Zeit trat zum ersten Male ein Harndrang auf, der sich besonders während der Spaziergänge, die Patient in Gesellschaft seiner Frau machte, verstärkte, so daß dieselben zum Schluß unmöglich wurden. Wenn er allein spazieren ging oder in anderer Gesellschaft war, war der Harndrang geringer. Wegen dieses Symptoms hatte er keinen Arzt zu Rate gezogen, sein Allgemeinbefinden hatte darunter sonst nicht gelitten. Auf seinen einsamen Wegen hatte er viel über sein bisheriges Verhalten Frauen gegenüber nachgedacht und die Änderung desselben hat ihn schließlich mit einer Gonorrhoe zu mir gebracht.

Patient zeigte sich im Verlaufe der Behandlung durch seinen „Unfall" nicht sehr erschüttert, seine Sorge galt hauptsächlich nur der Frage, wie in Zukunft derartigem zu begegnen wäre.

Individualpsychologisch gesehen, ergibt der Fall, daß es die Angst vor dem ehelichen Partner ist, die dieses scheinbar konträre Verhalten Frauen gegenüber beim Patienten verschuldete. Nur die individualpsychologische Betrachtungsweise befähigt uns, festzustellen, daß die frühere Zurückhaltung und sein großer Diensteifer einerseits und sein späteres gegenteiliges Verhalten andererseits denselben Sinn für ihn hatten. Eine Annahme für irgend welche senile oder innersekretorische Veränderungen wäre eine durch nichts begründete Vermutung, da die körperliche Verfas-

sung eine gute war. Patient ahnte ja auch wahrscheinlich den Sinn seines Harndranges, der ihn gesundheitlich nicht sonderlich beunruhigte.

Wir verstehen ganz gut, daß, während der Patient in dem starken Betonen seines Berufes, über den er auch in der Nacht grübelte, eine starke Stütze für seinen Persönlichkeitswert hatte, er jetzt den rein menschlichen Kontakt mit seinem Partner sehr schlecht vertrug, was ihn dazu trieb, ihn zu entwerten. Für den Verlauf der Erkrankung war das Symptom des Harndranges auch von Bedeutung, indem es zweifellos die Komplikation einer Prostatitis und Uretritis posterior begünstigte, die aber einen sehr leichten Verlauf nahm.

Nun einiges über die postgonorrhoischen Symptome und Psyche.

Ich muß vorausschicken, daß hier selbstverständlich eine individualpsychologische Deutung nur mit allergrößter Vorsicht am Platze ist. Denn es könnte eine voreilige, nicht organische Deutung von Symptomen zu einem vorzeitigen Aufgeben der Behandlung und damit zum Auftreten eines Rezidivs und eventuellen Weiterverbreiten der Erkrankung Anlaß geben. Es ist hier nicht der Ort, über die Kriterien der Heilung der Gonorrhoe zu sprechen, nur so viel möchte ich sagen, daß sie alle herangezogen werden müssen und die Kontrolle genügend lang durchgeführt werden muß. Ferner ist auch die Situation des Arztes dem Patienten gegenüber eine sehr peinliche, wenn eine Behauptung, gewöhnlich gegen den Glauben des Kranken, gewisse Erscheinungen seien bloß „nervös", durch wiederauftretende Gonokokken zunichte gemacht wird. Aber andererseits darf die allzu große Vorsicht nicht jede individualpsychologische Deutung unmöglich machen, schon aus dem Grunde, weil dem Patienten damit über die momentane Erkrankung hinaus bei richtiger Psychotherapie geholfen wird.

Ein 30jähriger Patient wird von einem Kollegen wegen einer Gonorrhoe (erste) zur weiteren Behandlung an mich gewiesen. Die ungefähr sechs Wochen dauernde Behandlung war eine ganz sachgemäße, nur war Patient zuletzt durch eine etwas reichlichere Sekretion aus der Harnröhre — wohl infolge in diesem Stadium angezeigter konzentrierterer Lösungen — irritiert. Nach kurzer Zeit schwanden auch diese Erscheinungen. Der Verlauf war eine reine Uretr. anterior. Nach zirka drei Wochen war die Behandlung beendet. Jetzt traten beim Patienten allerlei Symptome auf: Brennen in der Harnröhre und im Mastdarm, oft auch in den Hoden usw. Ich beschränkte mich auf Wiederholung der üblichen Provokations-Methoden und Beobachtung. Alle Befunde negativ. Die Beschwerden verschwanden jedoch nicht, wohl variierte nur ihre Intensität. Ich hatte dem Patienten in der letzten Zeit alles erlaubt, Alkohol, auch Geschlechtsverkehr unter entsprechenden Kautelen, all das hatte keinen Einfluß auf seinen Zustand, bis ich ihn schließlich aus den Augen verlor.

Gleich am Anfang der Behandlung hatte sich Patient ganz unberechtigt sehr abfällig über den Kollegen geäußert, — und hob die ausgezeichneten Wirkungen meiner Behandlung besonders hervor, jedoch waren auch schon in der ersten Zeit gewisse aggressive und entwertende Züge in seinem Benehmen mir gegenüber bemerkbar, das ich hier begreiflicher Weise nicht genau schildern kann. Ich möchte z. B. nur anführen, daß er

oft meine Anordnungen, die ich ihm wegen seiner Beschwerden gab, nicht befolgte, dann triumphierend mitteilte, die Beschwerden seien trotzdem verschwunden, jetzt hätten sich jedoch neue eingestellt. Meinen Hinweis auf den wahrscheinlichen Zusammenhang mit seinem seelischen Zustand wies er schroff zurück, erklärte sofort, jemanden anderen zu konsultieren. Zu Hause waren seine Angehörigen durch seine Symptome sehr beunruhigt und holten besorgt Erkundigungen ein. Charakteristisch ist auch, daß Patient den Geschlechtsverkehr immer mit einer anderen Partnerin ausübte, sichtliches Zeichen mangelnder Kontaktfähigkeit. Seine früheren Beziehungen zu einem Mädchen sind an seinem Widerstand, eine Ehe einzugehen, gescheitert.

Wir sehen also deutlich, wie die Genesung (auch die subjektive) durch die Einstellung des Patienten erschwert wird, wie kleine Beschwerden sich gleichsam im Netz der aus der Lebensschablone resultierenden Bereitschaften verfangen und als Operationsbasis dienen. Dies ist sehr häufig der Fall. Der Patient operiert eine Zeitlang mit diesen Symptomen, um sie dann fallen zu lassen. Ich muß aber nochmals wiederholen, daß zur Beurteilung die nötige Erfahrung über Verlauf und Behandlung der Gonorrhoe unerläßlich ist, denn je nach der Schwere des Verlaufes, sind dann restierende Erscheinungen und Beschwerden zu beurteilen. Der geschilderte Fall war in seiner Beurteilung besonders leicht, weil ja der ganze Verlauf der Erkrankung ein milder und unkomplizierter war[1]).

Wie lange die Kranken sich mit den Symptomen beschäftigen, läßt sich schwer bestimmen, weil sie dann meistens den Arzt nicht mehr aufsuchen, erscheinen nur gelegentlich hie und da wieder.

Nun möchte ich an einem Falle von nicht gonorrhoischer Uretritis den Einfluß des Lebensstils auf den Verlauf der Erkrankung aufzuzeigen versuchen.

40jähriger Patient erkrankt an Uretritis non gonorrh. Mäßig schleimig eitriges Sekret. Die Erscheinungen gehen bis auf einige schwerere Filamente im Harn zurück, trotzdem fühlt sich der Kranke dadurch sehr bedrückt, schildert haargenau, wie das Orificium verklebt ist, die kleinsten Flecke auf der Wäsche, ein Nachträufeln des Urins (einige Tropfen nach dem Harnlassen) offenbar infolge Tonusverminderung des Sphincters. Er drängt immer darauf, von den geringfügigen Erscheinungen befreit zu werden. Endoskopische Untersuchung ergibt eine auf das vordere Drittel beschränkte Uretritis erythematosa. Ich lasse ihn von einem sehr namhaften Fachkollegen nachuntersuchen, der meinen Befund bestätigt und ihn über Harmlosigkeit des Ganzen beruhigt, trotzdem beschäftigt sich Patient mit den Symptomen über ein Jahr. Nun wollen wir versuchen, das Verhalten des Patienten individualpsychologisch zu beleuchten. Er

[1]) Zufällig ist jetzt (3 Monate später) Patient zur Untersuchung erschienen, um, wie er scherzhaft sagt, mir einen „Murrer" für die unbefriedigende Behandlung zu erteilen. Seine Beschwerden: Brennen zeitweise im After und Harnröhre, starkes Schwitzen in der Nabelgegend, Kopfschmerzen und Magenbeschwerden, dabei hat Patient die ganze Zeit in jeder Hinsicht wie ein gesunder Mensch gelebt. Objektiv: o. B. auch serologisch. Dies spricht wohl deutlich für die Richtigkeit meiner Auffassung.

ist ein sehr ehrgeiziger Mensch, mit einer typischen, stark eingeengten Aufmarschbreite. Keine Freunde, die Umwelt nur als Machtfaktor wertend, mißtrauisch, stets im Bestreben, die Anderen seine Macht fühlen zu lassen. Hervorzuheben wäre auch die nicht gute Ehe der Eltern. Dieser Umstand mag auch vielleicht zur Entmutigung des Patienten dem Liebes- und Eheproblem gegenüber beigetragen haben. Die sekundäre Leitlinie bot Züge einer betonten Freundlichkeit, Gutherzigkeit, Opferbereitschaft, vor der er sich direkt in acht nehmen mußte. Er stand als Mensch da, der unter der schweren Bürde der Pflicht seinen Mitmenschen gegenüber ächzt, von ihnen aber nur Undank erntet, kurz, sein Gebaren ist die Rechtfertigung seines starken geheimen Machtstrebens. Besonders unbeholfen gebärdet er sich Frauen gegenüber. Er betonte immer, ihnen nicht gewachsen zu sein. Zur Zeit der Erkrankung stand er in Beziehungen zu einer Frau, die aber nicht als Gattin in Betracht kam. Das gegenseitige Verhältnis war entsprechend distanziert. Immer lauerte in ihm die Angst, betrogen zu werden; dies war auch die Motivierung, mit der er eine Ehe ablehnte; groß war auch seine Angst vor Geschlechtskrankheiten. Es ist ohne weiters verständlich, daß die Uretritis die in den Lebensstil eingewurzelten Bereitschaften sofort verstärkte, so sein Mißtrauen dem Partner gegenüber, der harmlose Katarrh galt als Beweis einer besonderen Anfälligkeit, das früher schwach ventilierte Eheproblem war „jetzt" schon gar nicht mehr aktuell.

Daß die konzentrierte Aufmerksamkeit auf seinen Zustand die Abheilung sehr erschwerte, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Wir sehen, wie der harmlose Katarrh, dessen rascheres Abheilen vielleicht durch konkommittierende spastische Obstipation und Hämorrhoiden erschwert war, infolge der aus seiner Lebenseinstellung resultierenden seelischen Verarbeitung des Krankheitserlebnisses durch solange Zeit in den Mittelpunkt gerückt war. Ich will hinzufügen, daß nicht jede länger dauernde Uretritis non gon., deren therapeutische Beeinflussung manchmal nicht leicht ist, als neurotisch zu werten ist, sondern sie wird erst vom Patienten dazu gemacht. In solchen protrahierten Fällen ist nur Psychotherapie am Platze.

Ich möchte ergänzen, daß ich die Lebensschablone der angeführten und auch folgenden Patienten nur fragmentarisch aus dem Aspekt, den sie in der Sprechstunde boten und aus teilweisen situationsgemäßen Mitteilungen mir versinnbildlichen konnte, nachdem keine systematische Psychotherapie stattfand.

Ich habe beobachtet, daß die post gon. Symptome fast nie oder sehr selten nach meinen Erfahrungen als Operationsbasis den weiblichen Patienten dienen, und wenn dies der Fall war, so war der Zweck entweder sehr durchsichtig, z. B. materielle Entschädigung für Infektion durch den Mann, oder Befürchtung einer neuerlichen Ansteckung durch den Ehegatten, was erklärlich ist. Ich glaube, daß neben anderen Gründen es vielleicht auch der rein anatomische Unterschied ist, der dazu beiträgt. Während der männliche Patient die Möglichkeit hat, die geringste Veränderung am Orificium zu beobachten, ebenso den Harn immer kontrollieren kann, liegen die Dinge bei den Frauen viel ungünstiger und

sind von ihr selbst kaum durchzuführen. Ein eventueller Fluor besteht auch sehr oft, wenigstens intermittierend vor der Erkrankung.

Über den psychischen Einfluß auf den Verlauf der Lues fehlen mir eigene Erfahrungen. Sie ist in ihrer frischen Form eine ziemlich seltene Erkrankung geworden in den Sprechstunden. Ferner ist die Wirkung der Medikamente eine sehr prompte und führt ja in der Regel in kurzer Zeit zur Erscheinungsfreiheit. Die Lues als Krankheitserlebnis ruft infolge ihrer eventuellen schweren Folgen für die Zukunft des Patienten und wegen ihrer notwendigen langen Behandlung starke seelische Erschütterungen und Depressionen hervor, die jedoch durchaus begründet und menschlich verständlich sind. Psychische Faktoren in den späteren Stadien sind nicht mehr Domäne des Dermatologen. Auch die Syphilophobie ist ja mehr Gegenstand der Behandlung des ausschließlichen Psychotherapeuten, wird sie doch nur arrangiert, um jeder Liebesbeziehung auszuweichen.

Nun über Impotenz:

Fall 1. Patient kommt wegen Impotenz, die ihn an einer Eheschließung hindert. Er ist von auswärts. Systematische Psychotherapie unmöglich. In zwei Sitzungen versuche ich ihm das Notwendigste auseinanderzusetzen. Nach einigen Monaten (ca. 4) erscheint er wieder. Impotenz behoben, hat nicht geheiratet, klagt jetzt über Unempfindlichkeit der Haut über der Unterbauchgegend bis zum Monspubis. Untersuchung o. B. Es war nur eine Abdrängung vom Symptom (Impotenz), die erzielt worden ist, was bei der kurzen Behandlung zu erwarten war.

Fall 2. Patient kommt wegen eines Medikamentes gegen Impotenz, die jedoch nur einer bestimmten Frau gegenüber in Erscheinung tritt. Ich setze ihm die seelische Bedingtheit dieses Zustandes auseinander. Nach einem halben Jahre erscheint er mit einem Mädchen, mit dem Verlangen nach einer künstlichen Defloration, da sonst ein Geschlechtsverkehr wegen zu großer Schmerzhaftigkeit nicht möglich ist und vom Mädchen abgelehnt wird. Es war dieselbe Partnerin, wegen der er vor einem halben Jahre bei mir war. Das Mädchen erklärt sich zu dem Eingriff bereit. Untersuchung ergibt normale Verhältnisse. Es ist hier vohl deutlich die Angst vor der Verantwortung, die beide gleichzeitig auf mich überwälzen wollen.

Fall 3. Hochgradige Ejaculatio praecox, seit langer Zeit bestehend. Mehrfache Behandlung ohne Erfolg. Es besteht außerdem Vagotonie Hyperacidität und Hypermotilität des Magens, Herzklopfen und schlechter Schlaf. Psychotherapie wegen Zeitmangels des Patienten nicht durchführbar. Ich erkläre dem Patienten, zuerst die übrigen Symptome behandeln zu wollen, in der Erwartung, daß dadurch auch die Erjaculation praecox gebessert wird, da ja der Zusammenhang aller Erscheinungen offenkundig ist. Nun berichtet auch tatsächlich Patient spontan nach einiger Zeit, daß sich sein Zustand gebessert hat und, zu seiner Verwunderung, auch seine Impotenz. Es setzte jedoch darauf bald eine Verstärkung aller Symptome ein, was wie ein Experiment für die Richtigkeit der individualpsychologischen Anschauung wirkte, die diese Zustände nicht im Organi-

schen, sondern in den trainierten Bereitschaften verankert sieht. Nun konnte ich dem Patienten leicht zeigen, wie er gleichsam im Kraftfeld seiner unrichtigen Lebenseinstellung die Symptome produziert. Eine kurze Zeit fortgesetzter Therapie, die wiewohl somatisch, doch letzten Endes psychisch war, hatte den gewünschten Erfolg.

Wenn wir nun zu den Hautkrankheiten übergehen, so möchte ich ähnlich, wie bei den venerischen Erkrankungen zuerst die Wirkung des Krankheitserlebnisses auf die Persönlichkeit des Erkrankten und dann umgekehrt, diejenigen des Lebensstils auf den Verlauf von dermatologischen Erkrankungen besprechen.

Auch bei gesunder Haut ist der Grad der Körperschönheit ein sehr wichtiger Faktor für die Lebensgestaltung des Individuums. Es ist ja bekannt, wie der Vorzug körperlicher Schönheit als ein Moment, dem sich die Umwelt kaum entziehen kann, schon vor dem Kinde immer betont und hervorgehoben wird. Das schöne Kind baut dann seinen Lebensstil auf dieser Tatsache auf; wie das geschieht, ist hier nicht notwendig zu erörtern; ebenso ist evident, daß die körperliche Schönheit, welche sehr häufig bei den vollentwickelten Menschen in diesem Maße nicht mehr besteht oder ganz schwindet, eine Quelle der Entmutigung wird, besonders wenn entwicklungsgemäß sich einstellende Störungen auftreten, weil der auf körperlichen Vorzügen allein und nicht auf Leistung aufgebaute Lebensstil nicht mehr realisierbar ist.

Besonders gefährdet ist ein zweites Geschwister, welches diesen Vorteil nicht besitzt und durch Verhalten der Umgebung zum Gefühle einer Minderwertigkeit gelangt, es dann entsprechend in die Lebenshaltung einbaut und als Operationsbasis benützt. Daß dies auch bei männlichen Individuen der Fall sein kann, hierfür ein Beispiel:

Junger Mensch erscheint wegen Nasenröte, die seit der ersten Kindheit besteht, sie wird von ihm auf eine Erfrierung in der ersten Kindheit, durch Unachtsamkeit der Begleitperson verursacht, zurückgeführt. Beim Übergang von der Kälte in die Wärme wird die Rötung sehr bemerkbar. Von der Umgebung wurden die Hauterscheinungen viel erörtert und bedauert.

Erste Kindheitserinnerung: Ist in einem Raum allein eingesperrt, ohne Nahrung und ist dann sehr glücklich, nachdem er nach langem Suchen welche gefunden hat. Diese Erinnerung spricht für eine gewisse Aktivität. Interessanterweise hat der junge Mann den Beruf eines bildenden Künstlers — vielleicht ein Versuch, sein vermeintliches Übel auf produktivem Wege zu kompensieren, was mit der Erinnerung gut im Einklang ist.

Untersuchung ergibt zahlreiche, ganz feine punktförmige Gefäßerweiterungen an der Haut der Nase, welche asymmetrisch ist; an der Schleimhaut des Naseneinganges ebenfalls erweiterte Gefäße, offenbar ein anlagemäßiger Zustand, bei Temperaturwechsel entstehen dann durch Zunahme der Gefäßerweiterungen über groschengroße fleckförmige Rötungen auf beiden Seiten des Nasenrückens. Verödung der Gefäße bringt wesentliche Besserung. Die kosmetische Störung war überhaupt eine sehr geringe.

Oft sind jedoch die Klagen der Patienten, meistens Frauen, auch objektiv begründet. Ein entmutigter Mensch hat dann durch sein Leiden

— meistens junge Mädchen mit Akne oder ähnlichem — eine Rückzugslegitimation, von der er ausgiebig Gebrauch macht. Die gegenseitige Beeinflussung der psychischen Haltung und der Haut ist dann oft eine sehr ungünstige, in dem die Patienten sich ausschließlich ihrer Haut widmen und den Zustand durch viele oft unzweckmäßige Behandlungsarten noch verschlechtern. Es ist dann nicht leicht dem Patienten zu helfen. Mit der Besserung der Haut gelingt es dann doch, das Selbstvertrauen zu heben und ihre Aktivität in richtigere Bahnen zu lenken.

Wenn wir nun zum Einfluß der Psyche auf die Haut übergehen, so wissen wir ja, daß er schon normalerweise im Gesichtsausdruck sichtbar wird. Für letzteren ist neben der mimischen Muskulatur und Augen auch der Zustand der Haut wesentlich; dies wird besonders im Affekt deutlich. Gefäße und Drüsen der Haut sind leicht psychisch beeinflußbar: Erröten aus Verlegenheit, Erythema pudoris, Schwitzen aus Angst usw. Neurotische pendants: Zwangserröten, Angst vor übermäßigem Schwitzen und seinen Folgen, beide bekannte Operationsbasis, um Menschengesellschaft zu meiden. Interessant ist das Auftreten von Herpes progenitalis (bläschenförmiger Ausschlag am Genitale) nach unlustbetontem Geschlechtsverkehr oder bei Angst vor Infektion.

Ich konnte einen seit einigen Monaten rezidivierenden Herpes progenitalis bei einem Ehemann nach jedem Geschlechtsverkehr mit seiner Gattin im Klimakterium beobachten. Die psychische Abneigung des Mannes war eine offenkundige. Erwähnen möchte ich weiter die bei hysterischen, unter rein psychischen Einflüssen realisierbaren Hautphänomene (Blasen-Blutungen usw.), ohne eigene Erfahrungen darüber, ferner die suggestive Beeinflußbarkeit der Warzen.

Als praktisch wichtiges Hautphänomen ist der Juckreiz, der exquisit psychisch beeinflußbar ist. Nachdem die Haut den verschiedensten taktilen Eindrücken ausgesetzt ist, ist er gewissermaßen bei einiger erhöhter Aufmerksamkeit für jedermann realisierbar, ähnlich dem Geschlechtstrieb. Er kommt auch bei den verschiedensten, auch sehr ernsten Erkrankungen, vor: Zuckerkrankheit, Nierenkrankheit, Leberkrankheit usw., ebenso als neurotisches Symptom. Er kann diffus die Körperoberfläche befallen oder lokalisiert sein (Jucken im After, Genitale, in den Ohren — oft bei Neuropathen! usw.). Er ist auch das Begleitsymptom von vielen Dermatosen, wie Urticaria, Ekzem, Neurodermitis und wirkt durch konsekutives Kratzen verschlechternd. Natürlich reagiert nicht jede Haut auf das Kratzen in gleicher Weise.

Ich habe eine Patientin in Behandlung, die nach ihrer Angabe seit Jahren sich an der Haut der Vorderarme und im Gesicht Excoriationen zugefügt hat, die dazwischenliegende Haut ist aber unverändert, — eine Neurotikerin, das Verhalten deutlich gegen den Mann gerichtet. Die Hautschädigungen hindern sie oft, den gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzugehen. Sowohl das Jucken, wie die eben genannten Dermatosen und das *Quincke*'sche Oedem. Prurigo können auch auf allergischem Wege entstehen. Als Allergen können eine sehr große Zahl von verschiedensten Substanzen, darunter auch solche, die gewöhnlich gut vertragen werden, wie z. B. Milch und andere eiweißartige Nahrungsmittel, in Betracht kom-

men. Ich möchte hier auf einen Befund aufmerksam machen, der gerade für die Individualpsychologie von Bedeutung ist. Bei diesen überempfindlichen Individuen findet sich als Vorläufer der Hauterscheinungen die sog. hemoklastische Krise vor, die bei leichteren Graden von Überempfindlichkeit oft als einziges Zeichen derselben feststellbar ist und sich oft der Beobachtung des Individuums entzieht. Sie besteht aus Veränderungen der Blutzusammensetzung, Veränderung der perzentuellen Zusammensetzung der weißen Blutkörperchen und Verminderung ihrer Zahl, außerdem Blutdrucksenkung und noch anderen Zeichen.

Sie tritt aber nicht nur nach körperlichen Einwirkungen verschiedenster Art im Schock, sondern auch auf rein psychische Einflüsse hin, auf (z. B. im Affekt, Colloidoclasie Widal.). Sie gilt als das objektive Zeichen der Überempfindlichkeit und wird auf physikalische, nicht chemische Veränderungen, nämlich des kolloidalen Gleichgewichtes der Körpersäfte zurückgeführt, das offenbar dann sehr labil ist, verbunden mit solchen von seiten des vegetativen Nervensystems und der endokrinen Drüsen. Nachdem die Neigung zu dieser Reaktionsweise gewöhnlich erst bei sichtbaren Zeichen einer Überempfindlichkeit manifest wird, werden wir bei ihr häufig analog einer anderen Organminderwertigkeit eine Überkompensation im Psychischen und daher oft neurotische Züge vermuten. Das muß aber nicht immer der Fall sein. Der psychische Faktor ist oft sehr bedeutend, indem er gleichsam den Weg für das Zustandekommen allergischer Erscheinungen ebnet. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß unter psychischen Einwirkungen sehr leicht eine Beeinflussung der Magen-, Leber-, Pankreas-Funktion zustande kommt und dadurch z. B. Nahrungsmittel als Allergene wirken können. Beschwerden von seiten des Verdauungsapparates habe ich auch häufig bei Patienten mit neurotischen Symptomen von seiten des Urogenitalapparates beobachten können.

Wann werden wir die angeführten Hautkrankheiten psychotherapeutisch angehen? Die Antwort ist nicht leicht. Denn in der Art der Krankheitserscheinungen haben wir keinen Indikator für den psychischen Einfluß. Ein Neurotiker kann auch an einer Hautkrankheit leiden, die unabhängig von seiner Lebenseinstellung ist. Praktisch werden wir daher vor allem das Leiden durch entsprechende Lokal- oder Allgemeinbehandlung — dies hängt rein von somatischen Gesichtspunkten ab — behandeln, wenn wir aber auf diesem Wege nicht zum Ziele kommen, werden wir zur Psychotherapie übergehen, wenn individual psychologisch dazu die Voraussetzung gegeben ist. Damit ist die Reihe der Erkrankungen, bei denen die Rolle der Psyche von Bedeutung ist, nicht abgeschlossen; sehr wichtig ist z. B. der psychische Faktor bei den Dermatosen des Kindesalters, doch da fehlen mir eingehendere Erfahrungen. „Die psychische Bedingtheit pathologischer Hautphänomene in ihrer Entstehung, ihrem Ablauf und ihrer Heilbarkeit ist eine unbestreitbare Tatsache. Es ist weiter anzunehmen, daß die psychogene Bedingtheit von Hautphänomenen mindestens ebenso groß, wenn nicht größer ist, wie bei irgend einem anderen Organ oder Organsystem des Körpers."

Ich möchte noch einmal betonen, daß die Individualpsychologie auch bei körperlichen Erkrankungen durch feineres Verstehen und Erfassen

der Persönlichkeit des Erkrankten und damit auch der Symptome, die über die körperliche Krankheit hinausgehen, uns bei richtiger Anwendung dort noch zu helfen in die Lage versetzt, wo rein körperliche Gesichtspunkte versagen.

Literatur:

Handb. v. Haut- und Geschlechtskrankheiten. B. IV, II. Teil, v. Jadassohn.
W. Th. Sack: Haut und Psyche, 1933.
A. Tzanck: Immunité, Intolerance, Biophylaxie. 1932.

Die Träume des Herrn P.

Von Dr. HEINRICH M. BOSSHARD, Associate Professor, Clark University, Worcester (Mass.).

Der nachstehende Artikel ist ein Abschnitt einer umfassenden, bisher noch nicht veröffentlichten Arbeit des Verfassers über „Die Traumdeutung auf individualpsychologischer Grundlage".

Die Träume sind die Erlebnisse des Herrn P., der ein mäßig erfolgreicher Journalist war. Er begann seine Karriere als Lehrer einer kleinen Dorfschule. Er wurde unter seinen Klassengenossen und in seinem engern Kreise von Verwandten und Bekannten als Idealist betrachtet. Er war Feuer und Flamme für soziale Reformen, sofortige totale Abrüstung und gütliche Schlichtung aller internationalen Konflikte, für die Selbstregierung der Schüler, die für Erneuerung der Kunst und des gesellschaftlichen Lebens. Aber er verfocht seine Ideen immer nur in einem kleinen Kreise und nicht vor einer gemischten Versammlung, wo er einen praktischen Erfolg hätte haben können. Nach einigen unruhigen Jahren hatte er mit ein paar Artikeln einen gewissen Erfolg und wurde Journalist. Er arbeitete sehr viel, aber traute seinem Erfolg nie ganz. Er hatte eine Reihe zujubelnder unsachlicher Bekannter, aber keinen wirklich nahen Freund. Er fühlte sich immer müde, niedergeschlagen, hielt seinen mäßigen Erfolg für Scheinerfolg, der ihm durch irgend einen Zufall entwischen könnte und stand oft am Rande der Verzweiflung. Einmal hatte er die Pistole gespannt, um seinem elenden Leben ein Ende zu machen. Es lag in seinem unverstandenen Lebensstil, daß er so elend war, aber auch, daß er die Pistole nicht abdrückte, sondern wieder sicherte.

Ich hatte Gelegenheit, mit ihm über seine Träume und Erinnerungen zu sprechen; wir versuchten das ihnen zugrunde liegende Übel zu finden, wurden aber durch seinen plötzlichen Tod in der Arbeit unterbrochen. Es ist bisher oft gesagt worden, daß die Lebenshaltung, die in einem Traume offenbart wird, gewöhnlich identisch ist mit der allgemeinen Lebenshaltung, dem Lebensstil des Menschen, der sich in den Kindheitserlebnissen, den übrigen Träumen, in den Erlebnissen des Wachlebens und ganz besonders deutlich in den seelischen Hemmungen konstant bemerkbar macht. Diese Traumserie eignet sich sehr gut, diesen Zusammenhang darzustellen. Sie zeigt ferner deutlich, wie die Deutung in die verschiedenen Sphä-

ren der Lebensäußerungen ausgreifen muß, um ein klares Bild der Person und deren Lebenshemmung zu gewinnen.

Einer der spätesten und klarsten Träume P.'s war der folgende.

Er befand sich mit seiner Frau, einem alten Mann und einer alten Frau in den Bergen. Am späten Nachmittag erreichten sie eine prächtige Bergterrasse. Vor einer Wirtschaft setzten sie sich an Tische, die in den Boden gerammt waren. Seine drei Gefährten dachten nur ans Ausruhen; er aber bestaunte die schöne Abendlandschaft. Die Terrasse glich einer riesigen Theaterloge, deren Wände die hohen Bergwälle, und deren Decke der dunkelnde Himmel war. Zu seiner Linken war die Landschaft offen und fiel ganz wenig gegen das weitabgelegene, tiefe Quertal ab. Die Luft war mit sanftem Licht und kleinen ruhigen Nebeln erfüllt, die Landschaft war warm und bunt und flößte Ruhe ein. Vor ihm glühten hoch oben die Spitzen einer Felskette im Gold der Abendsonne. Er spähte nach einem Pfad und entdeckte einen, der auf die höchste führte und entschloß sich, sie am Morgen zu besteigen. Nun aber wollte er erst ruhen.

P. hielt seinen Traum erst für eine bedeutungslose, idyllische Phantasie, die seiner schriftstellerischen Begabung ganz gemäß sei. Es berührte ihn immerhin sonderbar, daß er am Morgen müde war, die Arbeit nicht beginnen mochte und Mühe hatte, aufzustehen. In diesem Zusammenhang vermuten wir sofort, daß die höchsten goldbeleuchteten Berggipfel Gleichnisse für glänzende Ziele oder Ideale sind. Er freute sich an ihrer Schönheit und auf deren baldige Realisierung. Statt sich aber auf den Weg zu machen, beruhigte er sich mit der Lüge, es ist ja Abend, alle sind müde; auch ich, obschon ich noch Augen für das Schöne und Grandiose habe, muß erst ruhen. Morgen, nur nicht heute — — —. Der Traum ist also eine Rechtfertigung seines Bedürfnisses zu ruhen, die harte Arbeit aufzuschieben. Dem Patienten leuchtete sofort ein, daß der Traum durch diese Deutung Sinn gewann.

Wer sind die drei Personen? Dem Träumenden fiel zunächst nichts ein. Nachträglich glaubte er, der alte Mann sehe ihm selber ähnlich. Was zu erwarten war. Denn müde sein heißt oft, sich alt fühlen. Aber P. fügte noch hinzu, er habe sich schon oft gesagt, er sei zu alt, es sei zu spät, sein Ziel zu erreichen. Wer ist die alte Frau? Wir vermuten nun das Abbild seiner Frau. Der Träumende bejahte, sie sei ihr ähnlich. Immer wenn er müde und unwillig sei, erscheine ihm seine Frau sehr traurig und alt; und sein letztes Fünkchen Mut entschwinde. Jenes alte Gesicht verfolge ihn häufig, und er habe schon oft den Gedanken hin- und hergedreht, wie er dem ein Ende machen könne.

Möglicherweise geben uns die in den Rasen gerammten Tische eine Bestätigung. P. erinnerte sich plötzlich, daß er sie vorher gesehen hatte. Er war vor einigen Jahren schwer krank gewesen und hatte sich zur Erholung an einen reizenden, ruhigen Ort begeben. Er war froh wie seit langem nicht mehr. Vorher hatte er finanzielle und geistige Schwierigkeiten gehabt, hatte fast alles bezweifelt, was er getan hatte. Aber unter dem einfachen Landvolk und in den flüsternden Wäldern der lieblichen Gegend vergaß er alle Sorgen. Er war müde, „schön müde" und hätte monatelang dort verweilen mögen. Hinter dem Gasthaus waren ein paar

Tische in den Rasen gerammt, wo er sich oft hinsetzte und las. Dort arbeitete er gelegentlich mit Muße ohne die störenden Gewissensbisse, die müden sorgenden Gesichter, und die Angst vor den ungelösten Aufgaben. Nun wollte er im Traume wieder an jenen Tischen ruhen; sonnte sich an den ehrgeizigen Zielen, aber überließ die Mühen der Erfüllung der Zukunft.

Ich versuchte das Ziel P.'s zu bestimmen; aber es gelang mir nicht. Es ist wie jene Berge, hoch und glänzend. Also ein lebensunwirkliches, privates Ziel der Überlegenheit, ein Scheinziel. Der Traum erweist sich als eine beruhigende Selbsttäuschung, verhilft dem Bedürfnis nach Ruhe zum Durchbruch, und steuert auf das irrige Ziel eines aus der Lebensgemeinschaft verirrten Menschen los.

P. hatte etwa fünf Tage später einen andern sehr interessanten Traum.

Er war Offizier. Ein Unteroffizier machte Miene, ihm den Gehorsam zu verweigern. Er fragte sich, ob er sich als Offizier den Gehorsam mit der Waffe erzwingen müsse. Einer seiner Kameraden bejahte es, und er selbst überzeugte sich, daß es keinen andern Ausweg gebe. Er zog den Säbel, aber er war schwer und unbrauchbar gegen das leichte Bajonett des Unteroffiziers. — Sein Vater stand in der Nähe. Er zog einen Mantel von der Gitterdecke einer Gefängniszelle und reichte ihn ihm; und der Träumer erwachte zufrieden.

Dieser Traum manifestiert eine Lebenshaltung, die der des ersten Traums sehr ähnlich ist. Er war der höchste im Rang, und mußte einen andern zum Gehorsam zwingen, aber er traute seiner Kraft nicht, und tat es nicht. Er erwachte mit der Überzeugung, daß die ihm gegebene Waffe zur Aufgabe unbrauchbar sei, und daß die Geste seines Vaters den Kampf unnötig mache.

P. scheint sich also im Gefühl zu wiegen, daß er der erste ist, daß sein Rang im Wanken ist, und daß er etwas tun muß, um sich den Gehorsam, der ihm gebührt, zu erzwingen. Er tröstet sich aber damit, daß die ihm verfügbaren Mittel unzureichend sind, und daß der Kampf aber auch gar nicht nötig sei.

Die letzte Behauptung muß erst bewiesen werden. Was wollte der Vater mit dem Mantel? P. hatte erst keine Ahnung, wie der Mantel aussah und was er bedeuten könnte. Zwei Tage später kam ihm in den Sinn, daß dies der Mantel sei, den er als Soldat bekommen hatte, und den er nach der Ernennung zum Leutnant zum Offiziersmantel hatte umarbeiten lassen. Der Vater reichte ihm diesen Mantel, und die Geste löste die Schwierigkeit zu seiner Befriedigung. Der Vater spricht kein Wort; aber in P.'s Träumen wird überhaupt selten gesprochen. Wir erraten jedoch, was der Vater mit seiner Geste sagen wollte: Sieh deinen alten Mantel! Ist dir das nicht Beweis genug? Du warst Soldat, bist durch deine eigene Tüchtigkeit Offizier geworden. Wer wird dann wagen, deine Macht anzutasten! P. war zwar nie ein schneidiger Offizier; aber seine Mannschaft hatte ihn gern, weil er in jedem von ihnen den Menschen sah und sie selten als Teile einer Kriegsmaschine betrachtete. P. ließ sich anmerken, daß er auf diese Neigung der Soldaten stolz war, gab aber schließlich zu, daß er

aber darum nicht als tüchtiger Offizier gelten konnte. Denn seine Haltung wäre lobenswert für einen Seelsorger oder Arzt, aber kaum für einen Offizier. P. bekannte schließlich, daß er und seine Familie auf seinen Titel stolz gewesen seien, da bisher noch kein Glied der Familie, auch nicht der entferntesten Verwandtschaft, Offizier geworden sei. Aber bei kühler Betrachtung sagte er sich offen, daß er weniger seiner soldatischen Tüchtigkeit, sondern seiner Bildung wegen befördert worden sei. Bei nüchternem Sinn konnte ihm also auch der Offiziersmantel Zweifel an seiner Stellung im Leben erwecken. Aber im Traum galt er ihm als das übliche Symbol des Stolzes über das Erreichte, und darum der Sicherheit.

Wir versuchten das wahre Gesicht des Unteroffiziers zu erkennen, aber das Gedächtnis des Patienten versagte. Einige Tage später wagte er eine Vermutung. Es könnte der ältere seiner zwei jüngeren Brüder sein.

Es war zu vermuten, daß P. ein ältester war. Er war um seine Stellung als erster besorgt und hatte die traurigen, liebebedürftigen Züge eines Erstgeborenen.

Seine Erinnerungen aus der frühen Kindheit zeigen sofort, daß er schwer am Los des Älteren getragen hatte. Als erste tauchte in seinem Gedächtnis eine sehr sonderbare Begebenheit auf. Als er etwa fünf Jahre alt war, stand er neben der Mutter im Garten. Einige Arbeiter aßen im Gartenhaus. Seine Mutter hatte ihnen wahrscheinlich ein Getränk gebracht. Sie begannen mit ihr zu sprechen. Im Verlaufe des Gesprächs erzählte einer eine Zote. Eine junge Frau sei mit einem Kinderwagen an ihnen vorbeigefahren. Einer der Gruppe habe ihr zugerufen: „Leer es aus; wir wollen ein anderes machen." P. hatte sehr Angst und klammerte sich an seine Mutter.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß sich aus der Geschichte ein „infantiler Sexualwunsch" *konstruieren* ließe. Aber wir werden sehen, daß die Erinnerung weder damals beim Knaben, noch jetzt beim erwachsenen Mann etwas mit Geschlecht zu tun hatte.

Der Knabe wurde an eine traurige Begebenheit erinnert. Er wurde, bildlich gesprochen, ausgeleert und durch einen andern ersetzt. Er war mehrere Jahre in der glücklichen Lage des Einzigen, zärtlich gepflegt und umworben. Und dann kam der jüngere Bruder und beanspruchte die Aufmerksamkeit der Mutter, und das empfand er als Katastrophe. Glüchlicherweise existiert ein Familienbild aus jener Zeit, das die Situation illustriert. der kleine, damals jüngste Bruder, ist frisch wie die beiden Eltern, der Ältere ist stumpf und traurig. Frau P., als sie das Bild zum ersten Mal sah, rief spontan: Der arme Kleine.

Warum war es aber der Vater, der ihm den Mantel entgegenhielt? Wenn ein Kind verwöhnt und durch einen Nachfolger entthrohnt wird, wendet es sich natürlicherweise einem andern Menschen zu, der ihm den entbehrten Schutz der Mutter ersetzt. Sehr häufig wird die Großmutter die Hauptperson, oft der Vater. Vater P. geriet leicht ins Übermaß, wenn er stolz war, oder von etwas eingenommen war, und war Stimmungen sehr unterworfen. Der Vater, dessen Familie noch keinen Gebildeten hervorgebracht hatte, half ihm durch die höhern Schulen, er schrieb ihm manchen Aufsatz und belohnte ihn für jede Tat, die ihm Anerkennung eintrug

Ohne es je zugegeben zu haben, war es ihm darum zu tun, daß seine Söhne höhere Schulen besuchten und höhere Berufe erstrebten; und er nahm naiverweise für selbstverständlich an, daß er damit nur das Wohl der Söhne im Auge habe. Die Frage, ob seine Söhne auch innerlich vorbereitet waren, sich durchzusetzen, tauchte nie in ihm auf. Wenn aber der Junge schlechte Zeugnisse nach Hause brachte, oder etwas tat, was dem Vater nicht gefiel, schalt er ihn, behandelte ihn mit Geringschätzung und drohte ihm, sich nicht mehr um ihn zu kümmern. Er schlug ihn selten, aber wenn er es tat, war es stets mit dem Ausdruck der Geringschätzung. Er hatte seine festen Begriffe von recht und unrecht und wußte den vernichtend zu beschimpfen, der anderer Meinung war. Nicht nur Handlungen des augenscheinlichen Ungehorsams, sondern auch die natürlichsten Dinge der Welt, die der Junge mit bestem Gewissen tat, riefen die Geringschätzung des Vaters hervor. Dabei war der Vater unbedingt ein rechtschaffener und sehr geachteter Mensch und konnte große Opfer bringen. Aber er war unfähig, zu begreifen, was er dem Knaben antat, der sich auf ihn verlassen mußte, um sich selbst zu achten und fortzukommen.

Der Junge begann allmählich zu zögern und sich vor jeder wichtigen Handlung zu fragen, ob der Vater damit einverstanden sein werde. Und diese Haltung wirkte bis weit über seine Mündigkeit hinaus. Als wir von diesen Erfahrungen redeten, erinnerte sich P. eines entsetzlichen Traumes, den er einige Jahre früher hatte: Er war bei seinem Vater, und sie waren ungleicher Meinung. Er hatte eine Arbeit übernommen, die dem Vater schändlich erschien. Der Vater zog einen Revolver und erschoß ihn. Der Träumende erwachte im Glauben, daß die Kugel durch seinen Kopf gegangen sei. Es ließ sich nachträglich feststellen, daß P. damals tatsächlich im Sinne hatte, seine Stelle zu wechseln, den Gedanken aber aufgab.

Die Besprechung dieses Traumes führte uns auf Erlebnisse P.'s, die erkennen lassen, wie sich sein fixierter Lebensstil wahrscheinlich entwickelt hat. Wir müssen uns aber hier auf die Deutung der Träume beschränken. Der Offizierstraum beschwichtigte also den Träumer. Er sagte: Wie konnte ich nur glauben, daß meine Stellung im Wanken sei, ich bin doch sicher, und brauche mich nicht auf einen Kampf einzulassen. Also nichts überstürzen.

Im ersten Traum sah er vorwärts nach einem vergoldeten Ziel und wiegte sich im Gefühle, daß er es später schon erreichen werde; hier erholt er sich von einer Angst um sein Prestige und läßt sich glauben, daß sich schon alles richtig gestalten werde. In beiden Fällen aber gibt er den Kampf auf; und demnach ist der Traum pseudoprophetisch: P. wird das hohe Ziel nicht erreichen.

Es ließ sich feststellen, was P. zur Zeit der beiden Traumnächte tat und was ihn mit Sorge erfüllte. Den ersten hatte er kurz vor seiner Reise nach N., wo er einen älteren, erfahrenen Menschen traf, der ihm in einer schweren Lebensfrage Rat geben sollte. P. erinnerte sich genau, daß er von dieser Unterredung viel erwartete. Er ahnte aber, daß sein Berater ihm Wege weisen werde, die noch jahrelange Mühe und Not bedeuteten. Er hatte während der vergangenen Jahre mit wenig Erfolg gearbeitet und war der Arbeit müde und wollte lieber einmal ausruhen, frei sein und es

schön haben, als von neuem Galeerensklave zu werden. Als er nach N. kam, verhielt er sich zögernd und mißtrauisch. Der Traum hatte also wahrscheinlich den Erfolg, ihn in seiner Passivität zu bestärken und den früher gefaßten Entschluß zu neutralisieren. — Der zweite Traum stellte sich am Abend nach einer der Besprechungen ein. P. träumte sich in einen Zustand, in dem er die empfangenen Anregungen ablehnte. Er wäre wohl nie mehr zu jenem Berater zurückgekehrt, wenn er einen Ausweg gefunden hätte. Auch der zweite Traum hatte also mitgeholfen, ihn in eine Stimmung einzuwiegen, die gegen seine ahnungsweise Erkenntnis des wahren Sachverhaltes arbeitete.

Nach einer mehrtägigen Depression hatte P. einen sehr sonderbaren und schönen Traum.

Er stieg eine schmale Steintreppe hinauf und trat in einen Garten, der die Dächer der Stadt hoch überragte. Es war spät in der Nacht und sehr dunkel. Aber in weiter Ferne konnte er trotzdem eine bunte Landschaft mit schönen Bergen längs des Horizontes sehen. Die Berge und die weite vorgelagerte Ebene glühten sanft wie im Abendrot und der Rest der Landschaft war grün und rötlich-braun. Dir Farben kamen ihm bekannt vor, vielleicht hatte er sie auf einem Gemälde gesehen. P. konnte sich aber an kein Gemälde mit solchen Farben erinnern. Die Farben waren ähnlich denen des ersten Traumes, nur wundersamer. Die Gartenbeete waren dunkel, sie waren bedeutungslos in der Szene. Er schritt durch den Garten und trat auf den Eckstein der linken, entfernteren Ecke. Er schaute gelassen auf die Häuser und die engen Gäßchen hinunter. Sie waren dunkel und strahlten doch ein schwaches grünliches und braunes Licht aus, das mit den Farben der fernen Landschaft in vollkommener Harmonie war. Der Eckstein wackelte ein wenig, er verlegte das Gewicht seines Körpers hin und her und fand, daß der Stein nicht fallen konnte. Dann trat er auf den äußersten Rand des Steines und bewunderte die schöne Landschaft. Als er den bezaubernden Garten verlassen wollte, betrat Eu. mit einigen Angehörigen den Garten. Wahrscheinlich waren seine Mutter und seine Geschwister dabei. Eu. fragte P., wohin er gehe und machte sich erbötig, ihn dorthin zu fahren, da er denselben Weg habe. Die Straße war sehr breit und glänzte vom reflektierten Licht. Eu. fuhr sehr schnell. Als aber P. ihn anschaute, war es nicht Eu., sondern sein Kollege V.

P. beginnt seinen Traum mit Freude der Bewunderung. Er sieht etwas Wunderbares, mehr als andern zu sehen vergönnt ist. Wir werden unmittelbar an den ersten Traum erinnert und fragen uns, ob er sich wohl auch in diesem Traum über seine Unzufriedenheit hinwegtäuschen wolle.

Wer sind der Bekannte Eu. und der Kollege V.? Eu.'s Vater ist ein Freund von P.'s Vater. Die beiden Söhne sind ihre Erstgeborenen. P. wurde zwei Tage nach Eu. geboren. Die beiden trafen sich sehr selten, und wenn sie sich trafen, nur weil die Eltern befreundet waren. Eu. kam gewöhnlich mit seiner Mutter und seinen Geschwistern. Die Mutter von P. lächelte immer etwas geringschätzig über Frau Eu., weil sie niederer Herkunft war und undurchsichtige Beziehungen hatte zu einem unverheirateten Manne. Eu. ist ein sehr angenehmer, junger Mann und ein ziemlich erfolgreicher Beamter einer der größten Banken der Stadt. Vater

P. hatte ihn vor seinem Sohn oft gerühmt, er sei ein stiller, fleißiger Mann, der es zu etwas bringen werde. P. hatte in seiner Jugend wohl bemerkt, daß Eu. und er von beiden Familien beobachtet und verglichen wurden. Eu. hatte ein gutes Einkommen, P. glaubte höher als das seinige, was aber sehr zweifelhaft ist. Einkommen spielte eine peinliche Rolle bei P. Er hatte ein kleines Salär und war oft traurig, daß er seiner Frau keine Überschüsse zur Verfügung stellen konnte. Denn sie hatte einen feinen Geschmack und hätte mit etwas mehr Geld sich hübsch zu kleiden und das Haus auszuschmücken verstanden. Aber so sehr es ihn nach besserem Einkommen gelüstete, konnte er sich nicht entschließen, seine Arbeit so einzurichten, daß sie ihm mehr eintrug. Nach seinem Empfinden hatte Eu. ihn überholt. Er gab nicht zu, daß ihn dieser Vorsprung beschäftige; aber es machte ihm ernstlich zu schaffen, daß eine ganze Reihe von Altersgenossen ihn überflügelt hatten. Im Traum erscheint Eu. mit seiner Familie, mit der Mutter und den Geschwistern, die nach ihrer sozialen Stellung weit hinter P. zurückblieben. Aber auch Vater Eu. ist weit hinter Vater P. zurückgeblieben. Beide begannen ihre Karriere als reisende Verkäufer. Aber Eu. blieb ein Reisender mit geringem Einkommen, P. wurde einer der Abteilungsdirektoren derselben Firma. Also sagt der Traum: vor Eu. bin ich jedenfalls noch sicher. Wenn er auch einen Wagen hat (ein Zeichen des größeren Einkommens, den er aber tatsächlich nicht besitzt), so ist er eben doch nur ein Eu. Ich muß ihn nur mit dem Hintergrund seiner Familie betrachten, dann beunruhigt er mich nicht mehr. Das an sich ist eine sehr bekannte Form der Selbsttäuschung, nicht nur im Traum, sondern auch im Wachleben. P. ist zu intelligent, um im Wachleben solche Trugschlüsse passieren zu lassen. Aber im Traum, wo es keine Nachprüfung an der Wirklichkeit gibt, schlüpfen sie durch.

Der Traum treibt die Selbsttäuschung weiter. Er ist Taschenspielkünstler. Er ersetzt Eu. im Handumdrehen durch den Kollegen V., über dessen Herkunft er nichts weiß. Der Traum gestattet sich eine sehr bekannte und üble Verallgemeinerung: Was weiß ich denn über V.? Er ist wahrscheinlich auch niederer Herkunft.

Der Traum ist also wohl eine neue Variation derselben Lebenshaltung. Das wundervolle Ziel erfüllt ihn mit dem trügerischen Gefühl der Zufriedenheit und Selbstachtung; die ihn bedrängenden Beobachtungen, daß andere ihn überholt haben, werden durch Selbstbetrug über Bord geworfen. Der Traum bewahrt P. vor einer schmerzlichen Einsicht, dem Zusammenbruch und der Notwendigkeit, von neuem anfangen zu müssen.

Um aber Gewißheit über dieses Ergebnis zu erlangen, wollen wir noch zwei andere Elemente untersuchen.

„Es war spät in der Nacht und sehr dunkel." Aber trotzdem konnte man die wundersame, im Abendrot glühende Landschaft sehen. Die Farben waren ihm bekannt und kamen vielleicht von einem früher betrachteten Gemälde. — Und der wackelnde Eckstein? —

Zuerst versagte das Gedächtnis des Patienten völlig. Dann tauchte plötzlich die Erinnerung an einen Garten auf. Sie führte ihn in die Kindheit zurück. Seine Mutter begab sich oft auf den Friedhof, um die Gräber einiger naher Verwandten zu pflegen. Der Friedhof lag am Abhang eines

Hügels, der den Ort überragte. Er war auf zwei Seiten von hohen Mauern gestützt, die in eine vorspringende Ecke zusammenliefen. Diese lag hoch über der Straße, die in das Städtchen hinunterführte, und diente dem Kleinen als Aussichtsturm, wenn er auf die Mutter warten mußte. Seine Mutter pflegte kurz vor Sonnenuntergang dorthinzugehen und kehrte gewöhnlich in der Dunkelheit zurück. Vom Friedhof sah er häufig den Sonnenuntergang. Das Gefühl der Zufriedenheit und die erhabene Stimmung waren zweifellos mit jenem Erinnerungsbild verknüpft. Er stand ganz allein, über der Straße, über dem Städtchen; aber er war so sicher wie in Mutters Armen. Die Situation war ähnlich der des Traumes, aber im Traum war sie großartiger. Der Eckstein wackelte jedoch nicht, und die Farben waren sehr verschieden. Also wenn diese Erinnerung mit dem Traumbild etwas zu tun haben sollte, so mußten noch andere Vorstellungen damit verwoben sein.

P. konnte längere Zeit keine Auskunft geben über die tiefe Nacht und die wundersamen Farben. Aber kurz vor seinem Tode ging er mit einer jungen Dame über das Feld. Sie verehrte ihn enthusiastisch und war zärtlich mit ihm. Das machte ihn zufrieden. Er bemerkte einen kleinen Föhrenwald im Abendlicht. Er hielt an und erinnerte sich sofort, wo er das Gemälde mit den mysteriösen Farben gesehen hatte. Es war im Kunstmuseum der Stadt B. Ein großes Gemälde mit schönen Föhren im Abendsonnenschein. Er hatte es vor vielen Jahren mit seiner Braut gesehen. Es war eines jener ersten unvergeßlichen Erlebnisse, Kunst und Natur mit den Augen des Liebenden zu sehen. Es war einer der seltenen Augenblicke seines Lebens, da er die Zufriedenheit und gehobene Stimmung des kleinen Jungen auf dem Eckstein des Friedhofes genoß.

Darnach brauchten wir uns nicht mehr um das tiefe Dunkel der Nacht zu kümmern. Es hatte zweifellos nichts zu tun mit einem der beiden frühern Erlebnisse. Es dürfte vielleicht auf eine dritte Erfahrung zurückzuführen sein, aber ist hinreichend damit erklärt, daß P. fühlt, daß ihm die tiefe Nacht das angenehme Gefühl der Einsamkeit und der Ruhe gibt. Auch der wackelnde Stein kann damit erledigt werden, daß sich P. ein besonderes Vergnügen daraus machte, auf wackelnden Steinen oder Felsen zu schaukeln. Ich gebe damit zu, daß die zwei letzteren Elemente nicht hinreichend erklärt worden sind, aber ich habe schon im Hauptteil meiner Arbeit gesagt, daß die Vollständigkeit der Erklärung nicht notwendig ist für die zuverlässige Deutung eines Traumes.

Nach diesen Betrachtungen dürften wir überzeugt sein, daß sich P. mit diesem Traum tatsächlich in der oben dargelegten irrigen Lebenshaltung verankerte.

Ich möchte noch auf einige gemeinsame Merkmale dieser Träume hinweisen. Sie sind reich an deutlichen Bildern. Sie sind lang. Und der erste und dritte verraten eine Neigung Schönheit zu mystifizieren und als unvergleichlich darzustellen.

Das erstere dürfte demonstrieren, daß P. visuelle Empfindsamkeit und Phantasie hatte und daraus mit harter Arbeit wohl etwas Wertvolles hätte schaffen können, wenn er im Sinne der Entwicklung gearbeitet hätte. Dies ist ein gutes Beispiel dafür, daß Träume nicht nur Täuschungen, sondern

auch Anlagen aufdecken können. Was P.s Neigung betrifft, das Schöne zu mystifizieren, so können wir sagen, daß natürlich alles Leben, der ganze Kosmos, ein Mysterium ist, aber eines das den Menschen, wenn wirklich verstanden, bescheiden und ergeben stimmt. P. dient das Mysterium zur Übertreibung des Erlebnisses, also zur Verherrlichung der eigenen Person.

Es versteht sich von selbst, daß die Ausführungen über lange Träume auch auf P. anwendbar sind.

Der nächste Traum liegt auf der Linie der vorigen Träume, nur mit dem Unterschied, daß er sich mit einem neuen Problem befaßt.

Nach einer Operation, bei der er narkotisiert worden war, fühlte er sich elend. In der Nacht nach der Operation hatte er den folgenden Traum: Er kam heim zu seinen Eltern und seinen Brüdern. Die ganze Familie war vereinigt, seine Mutter saß am Flügel und spielte inspirierend und technisch vollkommen. Sein Vater und seine Mutter erhoben sich, kamen ihm entgegen und umarmten ihn. Die ganze Familie freute sich herzlich über seine Rückkehr.

Der Traum wird sich fast von selbst erklären, wenn ich einige Elemente des Traumes mit der Wirklichkeit vergleiche. Die Familie P. war sehr scheu im Ausdruck ihrer Gefühle; P. kann sich nicht erinnern, daß ihn die Mutter je umarmt hätte. Die Familie besitzt keinen Flügel und Frau P. kann nicht spielen. Die beiden Brüder waren seit Jahren verheiratet und hatten Kinder; P. traf sie seit ihrer Verheiratung nie ohne ihre Familien. P. war kinderlos, aber seine Eltern hatten ihm einen unzweideutigen Wink gegeben, daß sie auch von ihm noch Enkel erwarten. Einen Flügel hatte auch er zu Hause nicht, aber seine Frau spielte sehr gut Klavier und machte ihm oft große Freude damit. Beide hofften, sich bald einen Flügel anschaffen zu können.

Krankheit spielte eine sonderbare Rolle im Leben P.-s. Bis zu seiner Heirat war er nur zweimal krank gewesen. Kurz nach der Hochzeit hatte er eine ungefährliche Krankheit und war sehr zärtlichkeitsbedürftig. Aber zu seinem großen Erstaunen war seine Frau sehr kalt, rief einen Arzt und tat nur das Allernotwendigste, gerade als ob sie ihn warnen wollte: Ich hab' dich nicht geheiratet, um dich zu pflegen. Auch sie war nämlich sehr enttäuscht über das Maß der Zärtlichkeit, das sie seit der Hochzeit empfing. Nun war er wieder krank und zärtlichkeitsbedürftig. Sein Traum bannte alle Schwierigkeiten mit Leichtigkeit, verwandelte sein elterliches Heim in ein Paradies. Musik gab es da, schöner als er sie im eigenen Heim hören konnte, und Kinder hatten seine Brüder auch noch keine, also war er ihnen ebenbürtig.

P. war sich nie ganz klar über seinen Wunsch nach Kindern Er wünschte welche, und wünschte keine. Er wurde sich über die Natur seines Wunsches klarer in den Besprechungen über seine Träume. Er wünschte sich Kinder, da man doch erst als vollwertiger Mensch gezählt wird, wenn man Kinder hat; er fürchtete sich aber vor der Bürde und der Verantwortung. Im Traume entfernt er die unbequemen Nichten und Neffen, deren Existenz seinen Mannesstolz verletzen.

Daraus ergibt sich, daß P. auch sein Liebes- und Eheproblem nicht gelöst hat. Auch in dieser Frage ersehnt er einen Wonnezustand, eine für sich bestehende weibliche Zärtlichkeit und Bereitschaft, die es nicht gibt. Zärtlichkeit und Bereitschaft der Frau wollen erworben werden. Diese Folgerung wird bestätigt durch den Traum der nächsten Nacht.

Seine Frau sagte ihm, sie wolle kein Kind. Und er anwortete im Zorn: „Hast überhaupt nie Kinder gewollt."

Eine naive Betrachtungsweise könnte zum Schluß kommen, daß P. tatsächlich Kinder wollte, und daß er über die Frau zornig war, weil sie keine wollte. In Wirklichkeit hatte sich seine Frau schon einige Zeit ein Kind gewünscht. P. stimmte bei, aber seither war er immer sehr müde, und fühlte keine Zuneigung zu seiner Frau. Wenn irgend jemand, so war es seine Frau, die unter dem Zustand der letzten Wochen litt. Er hatte keine Ursache, seiner Frau zu zürnen. Es ist überhaupt mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß seine seelische Haltung dafür verantwortlich war, daß das Ehepaar keine Kinder hatte.

P. ist also in diesem Traum um sein Prestige besorgt. Er rechtfertigt die Tatsache, daß er keine Kinder hat, damit, daß er seine Furcht seiner Frau zuschiebt.

Beide Träume sind im Gegensatz zu den früheren kurz, was anzeigen mag, daß er sich in einer sehr gereizten Stimmung befindet, unter der seine sonst zögernde Haltung einer rücksichtslosen, panikartigen weicht.

Ungefähr drei Monate später hatte P. zwei Träume, die die gewonnene Einsicht befestigen und vertiefen.

Er träumte, er sei Arzt und ein Mädchen komme zu ihm. Aber er war krank und zweifelte sehr, daß er ihm helfen könne. Gleich darauf träumte er weiter: Er befand sich mit demselben Mädchen am Rande eines Hochplateaus. In weiter Ferne sah er die hohen Berge, die er am Morgen erklettern wollte. Das Mädchen kannte jene Gegend gut, er aber nicht. Er fragte sie deshalb, wo sie über Nacht ruhen wollten. Sie antwortete ohne Zögern, und schmiegte sich an ihn.

P. erkannte das Mädchen ziemlich leicht. Sie hatte ihn vor einigen Jahren während der kritischen Krankheit gepflegt, die in der Besprechung des ersten Traumes erwähnt worden ist. Er gewann das Mädchen in jenen Tagen lieb und dachte später viel an sie. Das Mädchen war zur Zeit des Traumes krank. P. hatte einige Kenntnisse über das Wesen und die Heilung ihrer Krankheit. Aber er hätte sich im Wachleben nicht getraut, die Verantwortung für ihre Heilung zu übernehmen.

In seinem Traum näherte er sich dem Mädchen vorsichtig als Arzt; niemand konnte es als Liebe auffassen. Warum aber unterbrach sein Traum die glückverheißende Illusion, sie als Arzt zu behandeln? Als er ihr gegenübersaß, ließ er den Vorwand der Begegnung wieder fallen. Es sieht so aus, als ob er sich auf halbem Wege zurückziehen wollte. Wir vermuten also, daß er unsicher ist.

Der zweite Traum, der zeitlich fast eine Fortsetzung des ersten ist, erinnert an den ersten der ganzen Traumserie. Wieder hat er die hohen Berge zum Ziel. Aber sie spielen diesmal keine Rolle. Im Mittelpunkt des Erlebnisses steht seine Unterhaltung mit dem Mädchen. Er will weiter-

wandern, aber die hereinbrechende Nacht zwingt ihn, zu ruhen. Er fragt das Mädchen, wo sie die Nacht verbringen wollen. Er sagt, sie kenne die Gegend, er aber nicht. Das Mädchen schmiegte sich an ihn und half ihm aus der Unsicherheit.

P. sehnte sich also nach neuer Liebe; er scheint sich an den Glauben zu halten, daß eine neue Liebe einem Manne Mut und Energie zum Verfolgen und Erreichen seines hohen Zieles geben könne. Wird ihm diese Liebe aber helfen? Der Traum sagt: nein. Denn es ist keine mutige Liebe, die ihn seiner sicher macht. Er zögert; er fürchtet sich wahrscheinlich vor dem Mädchen nicht als Mann zu bestehen.

Damit dürfen wir ein abschließendes Urteil über den Lebensstil des Patienten fällen. Sein Idealismus war falsch, er suchte Größe und Schönheit des Lebens ohne Rücksicht auf die Lebensgemeinschaft der Menschen und die Wirklichkeit überhaupt. Er beruhigte seine ihn bedrängende Erkenntnis, daß er Schiffbruch leiden werde, mit überspitzten Zielen und nicht vorhandenen Mitteln. Er wollte ein Großer werden, verhielt sich aber so, daß sich seine latenten, unweifelhaft über dem Durchschnitt stehenden Gaben gar nicht entfalten konnten, und daß ihm auch diejenige Anerkennung nicht zukommen konnte, die ihm bei der natürlichen Entwicklung seiner Anlagen längst hätte zufallen müssen. P. hat viel gearbeitet, aber seiner Arbeit fehlte die begeisternde Kraft eines in der Wirklichkeit verankerten Zieles.

Jarl Skules Weg zu Gott.

Ibsens Kronprätendenten.

Von SOFIE LAZARSFELD (Wien).

Es gibt nichts Absolutes im Reich der Seele. Was wir erleben und was wir erleiden, was wir tun, was wir unterlassen, es erhält seinen Wert erst durch den Platz, den wir ihm in unserem Wertschema anweisen. Das Schöne kann sinnlos bleiben, das Leid dynamisch wirken. Kein Erfolg — und sei er noch so strahlend — vermag eine verdunkelte Seele zu lichten, vermag den zu erheben, der die Kraft nicht hat, an sich zu glauben. Nur so ist es verständlich, daß auch die vollendete Leistung, daß auch das Gelingen des Größten, die eigene schöpferische Tat, ihre erlösende Kraft verliert, trifft sie auf Unglauben in der eigenen Seele.

Nur so kann man es begreifen — was sonst unverständlich bliebe — daß Ibsen, dem in seinen „Kronprätendenten" ein kaum zu überbietendes Meisterwerk gelungen, doch niemals vom Zweifel an die eigene Meisterschaft befreit worden ist. Wir, die es aufnehmen, atemlos bewundernd, in jedem Wort, in jedem Gedanken ein Geschenk empfindend, wie es in der gesamten Weltliteratur kaum ein zweites Mal sich findet, wir stehen erschüttert vor Skules Frage: „Glaubst du jederzeit so sicher, daß du Skalde bist?"

Faszinierend bis ans Unheimliche ist die Wirkung dieses Werkes. Als

ob die Kronprätendenten empfunden würden wie etwas Einmaliges, für sich allein Dastehendes, als ein erratischer Block im Gelände von Ibsens Schaffen. Woher diese außerordentliche Wirkung?

Wohl erfüllt das Stück die klassische Forderung, die Tragödie müsse Furcht und Mitleid erregen und zur Überwindung dieser Gefühle führen, in höchstem Maß. Aber das tun andere Trauerspiele auch. Und sind denn die Kronprätendenten überhaupt ein Trauerspiel? Ibsen selbst nennt sie „Schauspiel", und so dürfte man erwarten, daß das Ende für den Helden kein tragisches wird? Wer aber ist der Held? Ist es wirklich Hakon, der als Träger der Handlung ja siegreich bleibt? So wäre es also kein Trauerspiel? Aber Hakon ist ja gar nicht der Held. Das ist *Skule*, der tragisch Endende. *Ihm* gilt unser Mitleid, für *ihn* fürchten wir, *sein* Los erfüllt uns mit Trauer, weil wir fühlen, es ist sehr Wertvolles, das mit ihm zugrunde geht; denn das Gemeine nur sinkt klaglos zum Orkus hinab. Und obwohl wir von ihm manchen edlen Gedanken, aber keinerlei gute Tat erfahren, gehört ihm trotzdem unser ganzes Herz

Daß er, ein Irrender aber ein Strebender, es in vollem Maß wirklich verdient, kann nur im Rahmen der Individualpsychologie verstanden und soll in folgendem dargelegt werden.

Die Handlung des Dramas darf bei den Lesern dieser Zeitschrift als bekannt vorausgesetzt werden; (sollte der eine oder der andere Leser das Drama nicht kennen, dann lese er es schnell; ein großer Genuß erwartet ihn). So beginnen wir mit der Szenenführung. Der erste, den wir hören, ist *Skule*, und *was* wir als erstes von ihm hören, ist *Ungeduld.* Hier setzt schon seine psychologische Charakteristik ein, denn nicht zu den seelisch im Gleichgewicht ruhenden, zu den labilen, nervösen Menschen gehört er, und typisch für jeden Nervösen ist ein Zug von Ungeduld, *der geringe Spannungsbogen* beim Ertragen von Ungewißheit oder Wartenmüssen. Sofort darnach erfahren wir, *was* so ungeduldig erwartet wird, die Eisenprobe, die Inga, Hakons Mutter, ablegt, um das Thronrecht ihres Sohnes eindeutig zu erweisen. Das tiefste aller Motive klingt damit an, das Mutterproblem. Ein genialer Zug, es als erstes anzuschlagen, es ist und bleibt ja für alle Menschen entscheidend, es ist der Urbeginn aller Dinge.

Und welcher Teil dieses Problems tritt uns entgegen? Die Mutter in ihrer wichtigsten Funktion, die Mutter als Vertreter der unbedingten Treue, wie *Adler* sie als unerläßlichen Faktor jeder Kindheitsentwicklung sieht. Aber *nicht Skules* Mutter ist es, die ihre ideale Funktion so gut erfüllt, es ist die Mutter *des Andern*, jenes, der hat, was man selbst vermißt. So sehr vermißt, daß niemals eine Versöhnung mit dieser unerfüllten Forderung stattfindet. Durch Ibsens ganzes Leben, in seinen Werken ständig variiert, tönt die Klage, daß keiner je mit ganzer Seele zu ihm gehalten habe. Wir kennen sie aus seiner Kindheit und wir wissen aus psychologischer Erfahrung, daß solcher Entgang später nur schwer wettgemacht werden kann. Und so steht am Beginn hier schon angedeutet jener ververzweifelte Schrei nach einem, *der unerschütterlich an uns glaubt.* Wir werden ihn noch oftmals hören.

Dann wird das Grundmotiv angeschlagen, der Zweifel an sich selbst und seinem guten Recht. Ein wenig schematisch ausgedrückt, stellt sich Hakon hier Skule gegenüber. Jener, der Gott nicht anruft, weil er seiner Hilfe gewiß ist, dieser, weil er Gott nicht an sich erinnern will, denn Gott ist gerecht, und Skule glaubt nicht an sein Recht. Und Gott spricht, spricht gegen Skule. Die Eisenprobe hat für Hakons Recht gezeugt, Ingas Hände sind weißer und zarter als je, das Feuer hat sie nicht versehrt. Aber damit ist die Frage des Rechtes noch nicht entschieden, es kommt zur Königswahl.

* * *

Im zweiten Bild lernen wir die Frauen kennen. Mit meisterhaften, oft nur angedeuteten Strichen werden sie uns gezeichnet. Bezaubernd die zarte Liebe Margrets zu Hakon, an den sie unerschütterlich glaubt, auch sie, Skules Tochter. Die Herbheit und Sprödigkeit, mit der Ibsen aller Liebes- und Sexualproblematik gegenübersteht, hat nur ganz seltene Male solcher Zärtlichkeit und Süße den Platz geräumt.

Frau Ragnhild aber, Margretens Mutter, glaubt mit gleich unverbrüchlicher Hingabe an ihren Gatten Skule. Hier hätte der ewige Zweifler jene Treue, die er sucht und nie zu finden vermeint. Er *kann* sie nicht finden, denn *er kann sie nicht erkennen.* Nicht bei Ragnhild und auch bei keinem anderen. *Was immer ihm an Glauben entgegengebracht wird, es kann seinem Anspruch nie genügen, da er selbst nicht an sich zu glauben vermag.* Jeder Zweifelnde sucht die *absolute* Sicherheit, die aber gibt es nicht im Leben, sie kann nie von außen, durch andere geschenkt werden, kann nur in der eigenen Seele erwachsen. Darum muß alles, was der andere gibt, ungenügend erscheinen, gibt er selbst alles, was Menschen einander schenken können.

Aus dem Gespräch der Frauen, denen sich Skules Schwester Sigrid zugesellt, erfahren wir den Verlauf der unten im Hof stattfindenden Königswahl. Die Wahl nähert sich dem Ende. Frau Ragnhild fleht in Verzweiflung: „Der Jarl muß König werden! Er leidet Schaden an seiner Seele, wenn er nicht der erste Mann im Lande wird! .... Er *muß* die Macht haben. Alles Gute in ihm wird wachsen und blühen, wenn er sie bekommt." — Wie gut sie ihn kennt, sein Unvermögen, sich mit einer zweiten Rolle zu begnügen! Wie gut sich Ibsen kennt. Doch wie so oft vor der Erkenntnis tiefer psychologischer Zusammenhänge wird hier Ursache und Wirkung miteinander verwechselt. Wohl hemmt die „zweite Rolle" den Jarl an der Entfaltung seiner besten Kräfte, aber nicht darum, weil sie ihm Schaden brächte an seiner Seele. Der Schade ist viel früher geschehen, er sitzt schon tief in seiner Seele drinnen. Wer sich nicht einordnen kann als Teil eines größeren Ganzen, wer die Gemeinschaft flieht, weil er meint, unter Gleichberechtigten zu kurz zu kommen, wer sich nur sicher wähnt als Herrschender, der bindet eben dadurch seine besten Kräfte. Nur wer sich frei und freiwillig einordnen kann, gleichviel, ob an erster oder an anderer Stelle, nur der gelangt zur Entfaltung aller guten Kräfte. Und so würde Skule auch die äußere Macht nicht helfen, denn sie beruhigte nicht den Zweifel in der eigenen Brust.

Sigrid, Skules Schwester, ahnt etwas davon; da sie — anders als Ragnhild — betet: „Gott, gib ihm *keine* Macht, sonst wird er nimmer gerettet!", darf dies wohl so verstanden werden, daß hier das seelische Heil erfleht wird auf Kosten des irdischen. Das irdische Heil, das dort hinter dem himmlischen zurücktreten soll, darf dann im psychologischen Sinn als der Ausdruck egozentrischer Zwecke, die höherer Zielrichtung zu weichen haben, betrachtet werden[1]).

* * *

Hakon ist König und seine nächste Sorge ist, die gute Beziehung zum Jarl zu festigen, indem er dessen Tochter zur Königin wählt; aber auch dadurch, daß er ihn im Besitz des königlichen Siegels beläßt, das Skule während der Regentschaft geführt hat. Hier muß der „Leitlinie" Erwähnung getan werden und einer Eigenschaft, die ihr innewohnt, der Fähigkeit, für das gewählte Ziel die sicheren Mittel zu finden. Aber nur der *unbewußten* Leitlinie ist diese Kraft verliehen. Dort, wo wir verstandesgemäß, nach uns bewußten Motiven handeln, ist das bei weitem nicht so. Denn wie oft ergreifen wir Maßnahmen, die unserem gewählten Zweck diametral entgegenlaufen: wir glauben das Richtige zu tun, und es stellt sich heraus, daß es gerade geeignet war, das Ziel aufs sicherste damit zu verfehlen.

Dies hier systematisch auszuführen, hieße den Boden der literarischen Arbeit zu weit verlassen, es sei auf die Literatur verwiesen[2]); wir müssen es bei der theoretisch erkannten und in der Erfahrung immer bestätigten Tatsache belassen: Wer nach seinen besten Kräften Vorsorge für irgend einen Zweck trifft und ihn trotzdem verfehlt, der steht im Widerspruch zwischen zwei Zielrichtungen, der verstandesmäßigen und der von uns selbst in uns *nicht* erkannten. Diese setzt sich ausnahmslos durch und verdrängt im Endeffekt das verstandesmäßige Wollen.

Hakon also beläßt Skule das Königssiegel, um den Frieden zu befestigen. Hakon ist ein gütiger Mann, und, wie sich später erweist, ein kluger König. Alles gedeiht unter seiner Leitung. Warum versagen diese Kräfte in seiner Beziehung zu Skule, warum beläßt er ihm das Siegel, was sich als so unheilvoll auswirken wird, welche schlimme Wirkung aber vorauszusehen war. Warum sieht Hakon dies nicht voraus? Er, der klug und gütig ist, er könnte leicht erkennen, daß ein so ehrgeiziger Mann wie der Jarl sich nicht dauernd damit begnügen wird, an der Peripherie der Macht zu leben, daß die alte Wunde, *nicht der Erste zu sein*, dadurch ständig gereizt wird und daß also durch diese Verfügung immer neuer Kriegsstoff sich ansammelt. Wenn Hakon es doch nicht erkennt, obwohl er dazu durchaus fähig wäre, dann dürfen wir schließen, daß auch *sein* Wille zum Friedensschluß mit Skule ebenso wenig eindeutig ist, wie der des Jarl. Und diese Vermutung wird bestätigt werden, denn alles, was die

[1]) Auch Ibsens Schwester hat ihn gut verstanden, ihre Briefe enthalten Stellen, die schon den Schuljungen im Kampf gegen die Gemeinschaft zeigen.

[2]) *Alfred Adler:* „Der nervöse Charakter", „Theorie und Praxis der Individualpsychologie".

beiden zur gegenseitigen Annäherung versuchen, geht schlecht aus, schlägt ins Gegenteil um, bringt sie nur weiter auseinander.

Dieser Kampf zwischen bewußter und unbewußter Leitlinie findet in der unmittelbaren Aufeinanderfolge von Hakons Worten: „Endlich bin ich denn König in Norwegen", welche die Befreiung aus altem Streit ausdrücken und Skules Ausruf „Aber *ich* regiere Land und Reich", manifesten Ausdruck.

So hat sich also nichts geändert; der alte Streit geht weiter. Schon das erste Bild des nächsten Aktes benimmt darüber jeden Zweifel; feindlich stehen sich weiterhin Königs- und Jarlsmannen gegenüber, sogar bei dem Hochzeitsfest, das, nachdem es — symbolisch genug — dreimal aufgeschoben werden mußte, die beiden Häuser verbinden soll. Und gleich wird es sich zeigen, wie unklug gehandelt der kluge Hakon hat, als er Skule das Siegel beließ. Jostein Tambs Schiff liegt unter Segel, es soll einen Brief mitnehmen, der des Königs Siegel trägt, jedoch ohne des Königs Willen. Skule, gewöhnt, den König zu bevormunden, tut immer noch — jetzt ohne dessen Wissen — was er als Vormund getan. Er sendet Botschaft, ohne den König zu befragen, ja sogar in Kenntnis von des Königs entgegengesetzem Willen in der Frage, um die es geht. Angeblich handelt er so „zu des Königs Nutz und Frommen."

Dies ereignet sich, während Skule mit Bischof Nikolas Schach spielt. Viele beziehungsreiche Worte fallen zwischen ihnen, gesagt über die Figuren des Spiels, gemeint in harter Wirklichkeit. Und knapp bevor der Jarl, trotz des Bedenkens seiner nächsten Freunde, den verhängnisvollen Auftrag zur Absendung des Briefes erteilt, nennt er im Spiel den *wahren* Grund dieses Tuns. Der heißt nun nicht mehr „zu des Königs Nutz und Frommen", sondern — indem er die Schachfiguren durcheinanderwirft — „Ich bin es schon lange müde, Königsbeschützer zu sein."

Wie müde er dessen ist, wie er es nicht länger tragen kann, die Macht vor sich zu sehen, sie zu streifen, ihr nahe zu bleiben, ohne sie je wirklich erreichen zu können, das hören wir von ihm gleich darauf, als er sich zu Nikolas darüber ausspricht: „. . . jede schlummernde Nacht bin ich König in Norwegen . . . das ist der große Fluch, der auf meinem ganzen Leben liegt: dem Höchsten so nahe zu stehen . . . täglich hab' ichs vor Augen, aber nie komm ich hinüber." Das ganze Gespräch müßte zitiert werden, so voll subtiler psychologischer Einsicht ist es. Wer denkt nicht dabei an Ibsen, als er ein kleiner Apothekerlehrling war und doch so gern Arzt werden wollte und sich immer nur damit begnügen mußte, die Arzneien auszutragen, die von den *anderen* verschrieben wurden, die er selbst aber nie verschreiben durfte, auch er ein Mann an zweiter Stelle?

Selten wohl ist die Qual des Wartens so erschütternd geschildert worden wie hier von Skule. Im Warten auf seines Bruders Tod „riß ich jeden zärtlichen Brudergedanken heraus mit Wurzeln und Faser". Und wieder ein sehr feiner Zug: in Skules Schilderungen wird alles aufgezählt, worauf er so heiß gewartet: Der Königsname, der Purpurmantel, der Königssitz, die Macht — — nur von einer Königs*tat* hören wir nichts. Was ihn lockt, ist der äußere Glanz des Herrschens, nicht sein positiver Inhalt. In diesem

einen fehlenden Wort wird vorauszeigend auf die Klippe gewiesen, an der Skule scheitern wird, *der fehlende Entschluß zur Tat.*

Aus Briefstellen, Gedichten und anderen Äußerungen Ibsens kennen wir seine düstere Einstellung zum Problem der Tat, die damit verknüpfte Angst: „Wehe jedem, dem eine große Tat auferlegt!" Angst darum, weil man wohl handeln möchte, der Kraft des eigenen Handelns jedoch *nicht traut*, die Folgen fürchtet.

Wie sehr Skule die Macht ersehnt, er wird sie doch niemals erringen, denn *wirklich* Macht gewinnen kann nur, wer die Tat nicht scheut. Die anderen werden sich immerdar mit einem Schein von Macht, mit der Fiktion, dem „Königsnamen und -mantel" begnügen müssen, wie Skule.

Hier läuft eine scharfe Trennungslinie zwischen Skule-Ibsen. Auch Ibsen machte zur Zeit, ehe er die Kronprätendenten schrieb, all jenes vergebliche Hoffen und Harren mit, das wir von Skule kennen. Waren es auch nicht Throne, um die es dabei ging, so war es doch ein kleines Stückchen fester Grund, darauf sein Lebenswerk zu bauen, um das Ibsen kämpfte. Und darüber hinaus ging es um den Glauben, ob er diesem dichterischen Lebenswerk gewachsen sei. Groß ist in solchen Stunden die Verführung, vom schweren Weg abzubiegen, leicht die Zuwendung zur Fiktion, die aus dem Chaos von „ängstlichen Gedanken, die das Gemüt zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Zweifel und Glauben schaukeln", ein trügerisches Gaukelbild *scheinbarer* Erfolge aufsteigen läßt. Ibsen hat dieser Versuchung widerstanden, kein falscher Königsschein wurde sein Ziel, in harter Selbstzucht hat er sein eigenes Reich Stein für Stein errichtet. Das herrlichste Material dazu legte er nieder in den Kronprätendenten.

Nicht so Skule. Er vermeint, die Fähigkeit zum Größten lasse sich *errechnen*, er forscht und sucht, wo sie bei Hakon verankert sein könnte, erkennt nicht, daß man sie *nur aus eigener schöpferischer Kraft* aufbauen kann, daß sie nicht von äußeren Zufällen stammt. Von Nikolas immer stärker gehetzt, rechnet er Hakon alles nach, was das Schicksal diesem geschenkt, ihm selbst verweigert hat. Es ist die gleiche Stimmung wie in „Brand", wo alles eigene im Schatten, der Andere in der Sonne steht. Wir wissen jetzt schon, daß hier die Realität nicht die entscheidende Rolle spielt, daß vielmehr die „tendenziöse Apperzeption" (*Adler*) irrlichternd die Schatten verteilt. Und als der Jarl dem Bischof klagt, daß sein Leben alles entbehrt habe, was Hakon in so reichem Maß zuteil geworden, da zeigt Ibsen, wie gut er gewußt, daß „in uns selbst die Kräfte sitzen, die den bösen Nornen erst zur Macht verhelfen". (Nordische Heerfahrt.) Denn dieses Böse in der eigenen Brust, durch den Bischof verkörpert, treibt mit Skule sein Spiel. Träufelt ihm das Gift ins Ohr, das ihn von seinem Hellsten, Besten — in Hakon verkörpert — trennen soll. Mit kleinen, scheinbar nebensächlichen Bemerkungen, die aber haarscharf in Skules Wunde treffen, begleitet Nikolas die Geständnisse des Jarl, immer neue Bitterkeit dadurch an ihn heranbringend. Schließlich, mitgerissen von des anderen Klage, vergißt der Bischof gänzlich, daß ja gar nicht von ihm selbst die Rede ist und bricht „unwillkürlich in die Worte aus: Aber wir — — wir beiden — —!" So stark ist seine Identifikation mit allem Nega-

tiven in Skules Seele, daß er nur so empfinden kann: hier wir beide — dort drüben — unerreichbar für uns — Hakon!

Unerreichbar doch wohl nur für Nikolas. Aber eben, *weil* diesem nicht erreichbar, *darum soll auch der Jarl davon ferngehalten bleiben;* so will es der Bischof.

Nikolas, der Dämon, auf der einen Seite, Hakon, das Ideal, auf der anderen, inmitten Skule, irrend und suchend, ein Mensch mit seinem Widerspruch. *Adlers* Individualpsychologie sieht darin den Kampf zweier Mächte um ein Drittes, zu Schaffendes. Gemeinschaftssinn und Bedürfnis nach Geltung liegen im Streit; die Art, wie dieser Kampf ausgefochten wird, bestimmt den endgültigen Charakter des Menschen. Siegt die Einfügung in die Gemeinschaft, dann wachsen alle Aufbaukräfte, „die Vögel brüten zweimal im Jahr, die Bäume tragen zweimal Früchte, seit Hakon König ist." Neigt sich der Sieg auf die Seite der Egozentrizität, dann erhält die destruktive Tendenz die Oberhand. „Kann ich nicht aufbauen, so kann ich doch alles um mich niederreißen", hat *Ibsen* in einer seiner schwärzesten Stunden gesagt. Er hat sie überwunden, in Nikolas aber haben die destruktiven Kräfte endgültig gesiegt.

Nikolas beginnt seine dunkle Tat, indem er Skules Seele in immer tiefere Verwirrung stürzt. Es wird ihm nicht schwer gemacht, denn so sehr der Jarl auch mit seinem klaren Denken bereit ist, sich Hakons Recht zu beugen, *wenn es einmal unzweifelbar feststeht,* so ist seine Seele doch nur allzu bereit, jeden Samen des Zweifels aufzunehmen, um *nicht* anerkennen, sich *nicht beugen zu müssen.* Wie sehr er sich auch sehnt, glauben zu können, insgeheim fürchtet er die Gewißheit doch, denn er kann ja nicht an zweiter Stelle stehen. Da also seine Seele keinen Höheren über sich ertragen kann, muß er für seine Unterordnung *unerfüllbare* Bedingungen fordern, z. B. *absolute* Gewißheit dort, wo sie nicht erreichbar ist. Dieses bei allen unausgeglichenen Charakteren bekannte „Problem der Distanz" besteht in einem „unbewußten Arrangement" (*Adler*), das dazu führt, derartige Bedingungen an die Erfüllung einer Aufgabe zu knüpfen, daß sie *nicht erfüllt werden können.* Damit ist ihr Zweck erfüllt, die Zielrichtung gesichert: Zwischen den Zauderer und die Aufgabe, die ihm widerstrebt, eine schützende Distanz zu legen. So erkannt, werden wir, was nun folgt, tiefer verstehen.

Die Kämpfe im Land haben es mit sich gebracht, daß Hakon als Kind auf einer einsamen Pfarre aufwuchs, ehe er an den Königshof gebracht wurde [1]). Kein Lebender kann mehr bezeugen, ob König Hakon wirklich dieses selbe Kind ist.

Nikolas gesteht Skule, daß er es war, der Pfarrer Trond geraten, das Kind zu vertauschen, ein fremdes an den Hof zu bringen und den echten Königssohn fern von Gefahren aufzuziehen. Niemand weiß, ob der Pfarrer diesen Auftrag erfüllt oder ihm getrotzt hat. Trond ist tot, aber vor

[1]) Alle Biographien stimmen darin überein, daß *Ibsen* in Hakons Bild *Björnson* gezeichnet hat und auch all jenes, was „Björnsonisch" in ihm selbst war, alles Lichte und Leichte, das er ersehnte. Auch *Björnson* ist auf einer einsamen Pfarre aufgewachsen.

seinem Sterben hat er eine Beichte aufgesetzt, und dieser Brief ist unterwegs und kann jeden Augenblick eintreffen. Der Bischof gelobt, dem Jarl diese eine, letzte Gewißheit sofort auszufolgen, wenn sie eintrifft.

Der Brief trifft ein, Inga, Hakons Mutter, bringt ihn dem Bischof, ihren Bruder hat Pfarrer Trond damit zu ihr gesandt. Nikolas befürchtet sichtlich, der Brief würde die Bestätigung von Hakons königlicher Geburt bringen, da Trond Hakons Angehörige als Boten sendet. Brächte der Brief die Nachricht, daß Hakon *nicht* das echte Kind, dann hätte Trond wohl andere Boten gewählt. „Es muß gewißlich des Himmels Wille sein, daß ich den König und den Herzog versöhnen soll", sagt Nikolas bald darnach. Gerade diese positive Gewißheit aber will Nikolas dem Jarl durchaus nicht vermitteln.

Die Zeit drängt. Der Bischof hat nur noch Stunden zu leben, und er weiß es. Eine Stunde vor dem Tod wagt er doch nicht, sein Gelöbnis zu brechen, und das lautet: den Brief von keinem anderen lesen zu lassen und ihn unverzüglich an Skule zu geben.

Sein Auge versagt, er ist dem Tode so nahe, daß er selbst den Brief nicht mehr zu lesen vermag. So frißt die Verzweiflung an ihm, frißt die letzten kostbaren Minuten weg, die ihm noch bleiben. „O, wäre das Ende nicht so jäh über mir — und das Gericht und die Strafe — ich wollte dich ausbrüten zu einem Geier, der grausige Schatten über das ganze Land werfen und seine scharfen Krallen in alle Herzen bohren sollte! (Zuckt zusammen.) Aber die letzte Stunde ist nah! Nein, nein, du sollst ein weißer Schwan werden, ein weißer Schwan! (Wirft den Brief zu Boden.)"

So hätte das Gute gesiegt, was wird er zunächst tun? — Nicht den kleinsten Schritt dazu. Im Gegenteil, sofort ruft er den Arzt und schlägt ihm einen Handel vor. Er wird das der Kirche bereits vermachte Gut dort wieder wegnehmen und alles dem Arzt schenken, verlängert der ihm das Leben um so viel, daß der Geier doch noch ausgebrütet werden kann, ohne dafür Strafe befürchten zu müssen. Aber der Arzt kann nichts für ihn tun, die letzte, die allerletzte Stunde beginnt zu schlagen. Und nun setzt in Nikolas Seele ein Presto des Denkens ein, so großartig gemalt, daß dem Leser der Atem wegbleibt — und endlich ist er gefunden, der Gedanke der Zerstörung, das perpetuum mobile, das fortwirken wird, wenn er nicht mehr lebt und dennoch wird seine ewige Seele nicht — zumindest nicht im Sinne des Buchstabens — mit neuer Untat belastet sein. Nikolas wird den Brief uneröffnet in Skules Hände legen, aber dieser wird ihn ungelesen vernichten müssen und so selbst den Zweifel für immer lebendig erhalten. Grandioses Symbol für das zuvor hier Ausgeführte: daß Skule in seiner Seele tiefstem Grund *die Gewißheit nicht will, nicht wollen kann und sie zerstören muß, ersehnte er sie wissentlich auch noch so heiß.* Denn Nikolas, er ist ja nichts anderes als die Verkörperung von allem Dunklen *in des Herzogs Seele.*

So bestellt er Hakon und Skule, beide zugleich, zu sich, ohne daß der eine von des anderen Kommen weiß. Er verlangt, daß der König um des Friedens willen mit dem Jarl teile, was Hakon nur noch mehr gegen Skule einnehmen, die Versöhnung verzögern muß. Dann fragt er Skule nochmals eindringlich, ob dieser sich Hakons Recht, wenn es erwiesen, beugen

werde. Als der Jarl dies bejaht, so nochmals bezeugend, daß dann Friede sein könnte im Reich — da legt Nikolas Pfarrer Tronds Brief in Skules Hände, sagt ihm aber dabei, das sei das Verzeichnis aller seiner Feinde, denen er vergeben habe, weil er versöhnt sterben möchte und läßt Skule in diesem Glauben das Papier verbrennen. So hat die geheuchelte Versöhnung die gewählte Vernichtung endgültig besiegelt. In den letzten Zuckungen des Todes sagt er dem Jarl, *was* hier verbrannte.

* * *

Jetzt gibt es kein Zurück mehr zu dem Weg des Friedens. Wohl will Skule es noch einmal versuchen, aber wir wissen schon, daß dieser Wille zwiespältig ist in ihm und auch in Hakon, und so sind wir nicht überrascht, daß die Aussprache zwischen ihnen beiden statt zur Verständigung zu führen, dieses Ziel bei weitem verfehlt.

Skule sucht seine Tochter auf, um mit Hakon zu sprechen. Er trifft sie allein mit ihrem kleinen Sohn, den sie ihm zu hüten gibt. In einem Monolog an der Wiege des Königskindes — einem der längsten in der Weltliteratur, aber auch einem der schönsten — revidiert er noch einmal alle Probleme. Einzelnes daraus zu zitieren, käme fast einem Sakrileg gleich, so wunderbar gegliedert ist dieses Selbstgespräch, so mächtig in seinem Aufbau, so zart in seinen Einzelheiten.

Dann führt Margrete den König herein, zieht sich zurück und die beiden bleiben allein, die Versöhnung kann beginnen. „König Hakon", beginnt Skule, „wir *dürfen* diesmal nicht als Widersacher scheiden. Alles Böse würde daraus entspringen; eine Zeit des Schreckens würde über das Land kommen." Er spricht ihn mit dem *Königs*titel an, er *will* anerkennen, dieses eine Mal, er wird es nicht so bald wieder tun. Denn als Hakon nun meint, daß Gott geholfen habe, alle Feinde zu vernichten, „durch wen sollte die Schreckenszeit jetzt also kommen?" lautet Skules Antwort schon nur mehr „Hakon, ich fürchte, sie könnte durch mich kommen!" Der Königstitel fehlt und mit dem Versöhnungswillen ist es vorbei.

In dem folgenden Dialog hören wir weiterhin jeden nur mehr von seinem eigenen Recht sprechen, keiner hat das geringste Verständnis für den anderen. Wunderschön psychologisch hier die Erfahrung, daß die Menschen — geht es um Anerkennung — desto weniger Verständnis für einander haben, je näher sie einander stehen. Man ist dann nicht genug entfernt, um die nötige Objektivität wahren zu können und doch nicht nah genug, um sich ganz als Eines verschmolzen zu fühlen. So werden niemals härtere Worte gesagt als im Streit unter engsten Angehörigen. Und Hakon-Skule gehören ganz eng zueinander. Nicht nur das Verwandtschaftsverhältnis bindet sie, in dieser Allegorie ist auch die Verbundenheit des noch irrenden Jarl mit seinem geklärten Ich-Ideal enthalten. So trifft denn Hakon Skule an seiner verwundbarsten Stelle: „Ihr seid dazu geschaffen, *nächst* dem König zu stehen, aber *nicht*, *selbst* König zu sein." Darf Hakon nach solchen Worten noch auf Skules Unterordnung rechnen, da er ihn so ihm Tiefsten dagegen aufreizt? Und damit nicht genug. Er rechnet ihm genau vor, was ihm fehlt, um König sein zu kön-

nen. Hat man jemals einen Menschen dadurch zur Einsicht seiner Unvollkommenheit gebracht, daß man sie ihm vorrechnet und beweist? Immer hat man mit dem Hinweis auf Minderwertigkeiten nichts anderes hervorgerufen als einen gesteigerten Willen zur Überkompensation, für die schließlich kein Preis zu hoch scheint. Auch Skule wird diesen unvermeidlichen Weg nehmen, sehr bald werden wir es sehen.

Denn nun fällt der härteste Schlag: Hakon entwickelt Skule seinen „Königsgedanken", die Vereinigung aller Stämme im Reich, die früher einander feindlich bekriegend, nun ein geeinigtes Ganzes bilden sollen. Er, Hakon, glaubt unverbrüchlich — wir dürfen es ganz wörtlich nehmen, ganz ohne Bruch in seiner Überzeugung, — daß er, und nur er allein, fähig ist, diesen Gedanken in die Tat umzusetzen. So trifft er Skule doppelt, einmal, weil dieser solchen Gedanken kaum mitzudenken wagt, ihn nie selbst gefunden hätte, also wieder seine Zweitrangigkeit empfindet, und zum zweitenmal durch den festen Glauben an sich selbst, der dem anderen so gänzlich fehlt. Was bleibt da Skule übrig, als sich gegen solchen Gedanken mit all seinen Kräften aufzulehnen, seine Ausführung zu verhindern? Das kündigt er dem König an, und die Unterredung, die so friedlich begonnen, findet in bitterstem Zwist ihr Ende[1]).

* * *

Skule hat seine Drohung wahr gemacht, er hat sich zum König ausrufen lassen, das Ziel der Einigkeit im Reich ist ferner als je zuvor. Der Jarl, der nun König ist, sitzt im Kreise seiner Mannen im Königshaus zu Oslo. Die Mannen feiern den Sieg. Jatgejr, der Skalde, besingt Skules Taten. Höhnische Reden werden über Hakons Niederlage gehalten. Doch Skules innere Sicherheit ist nicht mit seinem äußeren Sieg gewachsen. Als er den Skalden fürstlich belohnt, da nimmt er das Maß dazu nicht aus sich. Wiederum ist Hakon das Vorbild, um das er ringt: „Nimm als Skaldenlohn diesen Armring . . . Ich will dreimal so freigiebig wie Hakon sein . . ."

Er bleibt allein und wieder macht uns ein großer Monolog mit seinen Gedanken vertraut. Wir erfahren, daß er den Königsgedanken nicht vergessen kann, daß er von ihm ergriffen ist bis ins Mark hinein.

Dann tritt Paul Flida, sein Lehnsmann, zu ihm und dem entwickelt Skule, was er von Hakon gehört, den Einigkeitsgedanken. Doch Flida kann ihn nicht fassen und erwidert mit den gleichen Zweifeln, die der Jarl selbst gegen Hakon geäußert. Das bringt ihm neuerlich seine untergeordnete Stelle ins Blut: „Gibt es denn eine Stufenleiter nach oben und nach unten? Ist Hakon ebenso hoch über mich erhöht wie ich über Paul Flida?" — Und Flida ist nur Skules Lehnsmann, sollte auch er wirklich zu nichts anderem taugen als eines Höheren Mann zu sein?

---

[1]) Wir denken an das Sängerfest in Bergen, das *Ibsen* und *Björnson* durch den Gedanken nationaler Einheit so nahe gebracht und an den bitteren Zwist, der nicht lange darnach zwischen ihnen ausgebrochen. *Ibsen* hat diesen Gedanken von *Björnson* übernommen, hat ihn mitgemacht, aber hat er es gut vertragen, daß er ihn sozusagen aus zweiter Hand empfangen?

Jatgejr, der Skalde, kommt und will wichtige Botschaft melden. Aber Skule unterbricht ihn, denn was könnte ihm wichtiger sein als die Auseinandersetzung mit seinen Zweifeln? Und nun entspinnt sich das berühmte Gespräch über die „Unfruchtbaren, die darauf angewiesen sind, fremde Gedankenkinder zu lieben, weil sie keine eigenen haben. Und jetzt, in diesem Gespräch, hören wir ihn, laut wie noch nicht zuvor, jenen Schrei:

„Ich *muß* jemand um mich haben . . . der unerschütterlich an mich glaubt, der in guten wie in schlimmen Tagen aus tiefster Seele zu mir hält . . ., der sterben muß, wenn ich falle."

Jatgejr: „Kauft euch einen Hund, Herr."

Skule: „Sollte ein Mensch nicht genügen?"

Jatgejr: „Nach solch einem Menschen müßtet ihr lange suchen . . ."

Skule: „Aber ich *muß*, ich *muß* einen Menschen haben, der an mich glauben kann. Nur einen einzigen! Ich fühle es — habe ich das, so bin ich gerettet!"

Jatgejr: „Glaubt an euch selbst, so seid ihr gerettet!"

Und nun das Schicksal tritt ein und bringt Skule, wonach er so sehnsüchtig verlangt. Ingebjörg kommt, die verlassene Geliebte, von Skule in der Jugend verlassen um seines Ehrgeizes willen. Sie bringt ihm den Sohn, den das Geschick ihm bisher versagt, das ihm in seiner Ehe nur die Tochter gegeben. Und dieser Sohn ist aufgewachsen im Glauben an den Vater, unerschütterlich, über alle Schranken hinaus glaubt er an ihn. Und jetzt darf Skule jubeln: „An mein Herz, du, nach dem ich mich so heiß gesehnt habe. Mein Sohn, mein Sohn, ich hab' einen Sohn . . . Wer will mir jetzt widerstehen? . . . Du glaubst an mich! Du glaubst an mich!!! . . . Dann ist alles gut, dann bin ich gewißlich gerettet."

Skule wird durch den Glauben seines Sohnes nicht gerettet werden. Wieder zeigt uns Ibsen hier schon, was erst die jüngste Neurosenlehre gelehrt hat: daß dem Neurotiker nicht geholfen werden kann durch äußere Hilfe. Selbst muß er sich alles erarbeiten, in innerer Umkehr nur kann das Heil liegen. Auch für den „Königsgedanken" eigenen Selbstvertrauens kann kein anderer leben. Er kann dafür sterben, aber dieses Opfer wird sinnlos bleiben.

Als Ingebjörg Peter in Skules Arme gelegt, da hat sie nur ein einziges Versprechen gefordert: „Laß ihn nicht Schaden nehmen an seiner Seele! In dem Augenblick, als du gewahrst, daß er Schaden nimmt an seiner Seele, laß ihn lieber sterben!" Skule schwört es und gelobt es und wird und muß den Schwur brechen. Peter wird sterben, aber zuvor wird er Schaden nehmen an seiner Seele, denn Skule vergiftet Peters reine Seele sofort, indem er ihm Hakons Königsgedanken als seinen eigenen vorspiegelt und ihn so in das Netz trügerischer Fiktion einspinnt. Solch ein Netz aber ist immer bestimmt zu reißen und reißt alles mit, was an ihm hängt.

* * *

Bevor Ingebjörg kam, war Skule von seinem Lehnsmann Flida bestürmt worden, der durch Hakons Heer drohenden Gefahr sofort zu begegnen; mit einem Schlag sei jetzt der Feind zu vernichten. Statt zu han-

deln, spricht Skule von seiner Sehnsucht, als reuiger Sünder Vergebung seiner Sünden zu erhalten. Und weiterhin:

Paul Flida (flehend): „Ihr seid heute krank an eurer Seele, Herr. Laßt mich für euch handeln! . . . Zuerst will ich alle Brücken abbrechen."

Skule: „Wahnwitziger! Bleib! Alle Brücken abbrechen! Weißt du, was das heißt? Ich habs erfahren; — hüte dich vor solchen Dingen!"

Paul Flida (ergreift des Königs Hand): „König Skule, laßt uns alle Brücken abbrechen, uns wie Wölfe schlagen und dem Himmel vertrauen!"

Skule (mit gedämpfter Stimme): „Der Himmel vertraut mir nicht — ebensowenig darf ich dem Himmel vertrauen."

Skule bleibt allein, und wieder ertönt die Klage: „Über hundert kluge Köpfe . . . gebiete ich, doch nicht über *ein* gläubiges liebendes Herz." Hier klingt an, was in „Kaiser und Galiläer" zum Grundmotiv anschwellen wird: achtungsvolle Anerkennung in klaren kühlen Köpfen, während der andere reich ist an Liebe in warmen Herzen.

* * *

Alle Brücken abbrechen, damals, als es gut und richtig gewesen, da konnte Skule es nicht. Jetzt, da ihm der Glaube des Sohnes geschenkt, da er bereit ist, bis zum Äußersten zu kämpfen, da stehen dem hereinflutenden Feind alle Brücken offen. So führt die nächste Szene mitten in den wütendsten Bruderkrieg.

Hakon selbst sowie Skule sind persönlich unter den Kämpfenden. Skules Banner wird — als einziges — genau geschildert: „es hat einen aufrechtstehenden goldenen Löwen ohne Axt". Ausdrücklich „ohne Axt". Der Löwe in Norwegens Wappen trägt eine Axt. Es braucht nicht Ibsens große Neigung für Symbolik, jedem wohl wird es sich aufdrängen, daß wir in diesem Wappen den ganzen Skule vor uns haben. Ein Löwe, aufrecht noch, aus echtem, edlem Material, aber ohne Axt. Denn eine Axt dient zum Zuschlagen, sie ist ein Instrument der Tat. Wie könnte also Skules Wappen die Axt zeigen!

Es ist ganz gleichgültig, ob das hier geschilderte Wappen historisch ist. Es ist überhaupt belanglos, ob der Dichter sein Material *erfindet oder vorhandener Wirklichkeit entnimmt.* Daß er es *wählt,* gleichgültig ob in seiner Phantasie oder aus der Realität, in dieser Auswahl liegt die Bedeutung. Bei solchen Dingen gibt es keinen Zufall. Was wir beachten, was wir übersehen, was wir vergessen oder erinnern, das alles ist Ausdruck unserer Interessenrichtung; wohin sie zielt, dort sind wir sehend, wovon sie uns ablenkt, dort sind wir blind[1]). Darum bleibt die Frage ganz müßig, ob wir in den einzelnen Zügen einer Dichtung Erfundenes oder Gefundenes verwendet sehen. Wir dürfen es in beiden Fällen als Ausdruck von des Dichters Interessenrichtung bewerten.

Nun aber schreitet Skule, der keine Axt führt, doch zur Tat, denn jetzt kämpft er für den Sohn, der an ihn glaubt. Aber wie jeder, der über seine innere Kraft hinausgepeitscht handelt, geht auch er über die Grenze menschlich-sittlichen Gesetzes hinaus. Nichts ist ihm mehr heilig, nicht seine Tochter, nicht deren kleines Kind, er hat keinen anderen Gedanken

[1]) Tendenziöse Apperzeption (*Adler*).

mehr als seinen Sohn. Und da Hakon sagt: „Auch ich habe einen Sohn, — — falle ich, so erhält er das Reich!", da bricht die letzte ethische Hemmung in Skule zusammen: „Erschlagt das Königskind, wo ihr es findet! Erschlagt es auf dem Königssitz, erschlagt es vor dem Altar, erschlagts im Arm der Königin! . . . König Skule hat einen Sohn!"

„Da fällst du dein Urteil", antwortet ihm darauf Hakon, und er spricht wahr, denn damit hat sich Skule *außerhalb der natürlichen menschlichen Gemeinschaft gestellt* und wer *d o r t* steht, der *m u ß* fallen.

Bevor es so weit kommt, hat Hakon angeboten, das Reich mit Skule zu teilen, also das zu gewähren, was vordem des Jarl höchster Wunsch gewesen. Jetzt lehnt Skule das ab. Wieder ein sehr feiner psychologischer Zug. Wer mit „nervösen Charakteren" zu tun hat, weiß, daß ihnen keine Erfüllung werden kann. Denn alles Erreichte befriedigt sie nicht, sondern wird ihnen nur zum Ansporn für neue Forderung.

Der Kampf geht weiter, der Sieg neigt sich Hakon zu. Über Skule ist das Todesurteil gesprochen worden wegen seiner Todesdrohung gegen das Königskind. Hakon beschwört es: „Skule Bardsson soll sterben, wo auf unheiligem Grund er betroffen wird."

* * *

Von da an geht es rasend abwärts mit Skule. Alles ist wider ihn. Am Himmel feurige Zeichen, die als ihm feindlich gedeutet werden, zu allertiefst von ihm selbst. In der Königstadt Nidaros hält die Bevölkerung nicht mehr zu ihm, er soll die Stadt verlassen, fordern sie. Skule will ihre Gefolgschaft erzwingen. Jetzt — da es zu spät — läßt er alle Brücken abbrechen. Auch seine Königskrönung ist nicht vollgültig, denn ihm wurde nicht beim Schrein des heiligen Olaf gehuldigt. Es ist eben schon so, daß zwischen ihm und der Krone immer eine Kluft offen bleibt.

Diese letzte Kluft zu schließen, trägt Skules Sohn Peter den heiligen Schrein in den Schloßhof hinaus; der Bannstrahl der Kirche trifft den Kirchenschänder. Aber Peter ficht das nicht an. Meint er doch, das Rechte zu tun in seinem blinden Glauben an des Vaters großen „Königsgedanken". Desto entsetzlicher trifft es den, der weiß, daß dieser Glaube durch falsche Vorspiegelungen erschlichen, einem trügerischen Scheinbild dient und nicht der Wahrheit. „Deinen Glauben an mich, den wollt ich besitzen und dein Glaube ist zur Sünde geworden", ruft Skule verzweifelt. Wieder denken wir an jene ewig Fordernden, die nicht satt werden in ihrer Seele und wie alles, was sie erzwingen oder erschleichen, sich letzten Endes gegen sie selbst kehrt, ihnen nichts Gutes bringt, sondern Schaden. Und auch die, welche sich von ihnen zu asozialen Diensten verwenden lassen, nehmen Schaden dabei.

Skules Mannen sind vor Schauder über den Kirchenräuber gelähmt, unmöglich, sie zum Kampf zu sammeln. Nun gibt es keine Rettung als die Flucht. Aber alle Brücken sind abgebrochen. „Ihr hättet sie in Oslo abbrechen lassen sollen, dann hättet ihr in Nidaros sie können stehen lassen", sagt Paul Flida. Er, der auf der „Stufenleiter" so tief unter Skule steht wie dieser unter Hakon, er ist im Rahmen seiner Persönlichkeit geblieben, hat nicht wie Skule versucht, über seine Grenzen hinauszugehen,

so konnte er in seinem Rahmen richtig sehen und Richtiges raten. Aber daß er es jetzt, in der Stunde der Not, Skule vorrechnet, das spricht wieder für Ibsens psychologisches Feingefühl. Wir werden dadurch vorbereitet, daß Flida nicht bis zum Ende zu Skule halten wird.

* * *

Die Flucht wird versucht; Skule, Peter und die Mannen schlagen sich durch. Hakon selbst, um seinen Todesschwur nicht halten zu müssen, sendet einen Freund, der Skule aus dem Land bringen soll. Gelingt es nicht, dann muß er seinen Schwur halten. Es gelingt nicht. Skule und ein kleiner Teil seiner Gefolgschaft — die meisten haben ihn verlassen — werden in der Kleidung von Ordensbrüdern ins Kloster Elgesäter gebracht, immer ein echter Kreuzbruder führt einen verkleideten Krieger. Skule und der letzte Kreuzbruder bleiben allein. Bischof Nikolas ist es, aus der Hölle kommt er, um die letzte Hand an sein Werk der Zerstörung zu legen. Noch einmal führt er Skule in die größte Versuchung, sein höchstes Verlangen wird er erfüllen, zum alleinigen König wird er ihn machen, Peter, sein Sohn, soll nach ihm herrschen. Alles scheint nach Nikolas Wünschen zu gehen. Doch im letzten, allerletzten Moment, da lodert in Skule das Licht auf. Er, der von je alles der eigenen Macht geopfert, des Sohnes Seelenheil ist ihm dafür doch nicht feil. „Da kehrte das Licht einen Trumpf heraus, den *ich* nicht gekannt, — und das Spiel ist aus", sagt Nikolas. Der Lichtstrahl, der Skule rettet, heißt: Egozentrische Ziele zurückstellen können um eines höheren Zieles willen. Wer das kann, der ist nicht mehr verloren. Skule: „*Jetzt* kenn ich selbst den Weg nach Elgesäter — — und noch weiter!"

* * *

Die nächste Szene bringt uns nach Elgesäter. Margrete und ihre Mutter sind dort. Auch jetzt glaubt Frau Ragnhild unverbrüchlich an ihren Gatten Skule. Skule klopft an die Pforte. Er ist ganz allein, alle haben ihn verlassen, als letzter auch Paul Flida. Wir hatten recht, ihn nicht allzu hoch einzuschätzen.

Müde ist Skule, sehr müde, es ist Zeit für ihn, auszuruhen. Und jetzt, wo seine Zeit da ist, da erkennt er die Liebe seiner Gattin, die er nicht sehen konnte, so lange er geblendet war von den Zielen des Ehrgeizes und der Macht. Lärmende Stimmen draußen rufen nach ihm, um des Königs Urteil an ihm zu vollstrecken. Noch gibt es Aufschub, er kann in die Kirche fliehen, das Allerheiligste wird ihn schützen. Doch da kommt Peter, er hat inzwischen Skules Mannen hergeführt. Nun kommt er, um das Königskind zu rauben, wie sein Vater befohlen.

Und jetzt faßt Skule den letzten Entschluß. Er, der immer schwankte und zögerte, der Brücken nicht abbrechen konnte, als es angezeigt war, jetzt zögert er nicht, alles hinter sich zu lassen. Allem dankt er ab, dem Traum von Macht und Größe, dem heißersehnten Glauben seines Sohnes, ja sogar der neu erkannten Liebe seines Weibes. Alles tut er von sich, Fetzen um Fetzen legt er die geborgten Lumpen einer Größe ab, die nicht

echt gewesen. Jetzt ist er echt, und jetzt ist er auch wirklich groß: „Grüße König Hakon von mir, sag' ihm, auch in meiner letzten Stunde wisse ich nicht, ob er als König *geboren* sei; das aber wisse ich unwandelbar gewiß: *er ist der, den Gott erkoren hat.*" Hier zum anderen Mal gibt er ihm wieder den Königstitel. Jetzt, da er gelernt hat, Höheres als sich selbst anzuerkennen, jetzt fragt er nicht mehr nach absoluter Gewißheit; den Vorwand braucht es nicht mehr. *Jetzt ist er der Gnade des Glaubens teilhaftig geworden, ist heimgekehrt in die Gemeinschaft.* Was er an Hakon gesündigt, das kann er sühnen, indem er ihn davon befreit, den gräßlichen Todesschwur halten zu müssen. Peter, den Sohn, der rein wie ein Lamm zu ihm kam, den nimmt er mit. Hand in Hand treten sie hinaus unter die Feinde, dem sicheren Tode entgegen.

Als Hakon kommt, ist alles vorüber. Nur Skules Leiche liegt noch zwischen ihm und dem Ziel. Auch darüber schreitet er hinweg, denn *ihn* trennt nichts von dem Thronsitz, der ihm gebührt.

* * *

Mit Hakons letzten Worten über Skule zeigt *Ibsen*, wie klar er diesen Zusammenhang in seiner eigenen und in Skules Seele erkennt: „Ein jeder hat ihn schief angeschaut .... er war ein Stiefkind Gottes."

Aber trotz alledem hat Skule-Ibsens Seele ihren Weg zu Gott gefunden, untrüglich geführt von dem Ewig-Schöpferischen, das uns niemals irreleitet, so wir uns ihm mit vollem Mut anvertrauen. Und in den Kronprätendenten hat Ibsen seine Beichte abgelegt, so rückhaltslos und wahr, wie sie kaum ein zweites Mal in der Weltliteratur zu finden sein dürfte. Viele Bekenntnisse sind vor und nach ihm geschrieben worden mit dem ausdrücklich formulierten Anspruch auf vollständige Wahrhaftigkeit: man denke z. B. an *Rousseau*, der seine „Confessions" damit einleitet, daß er sie als ein nie erreichtes Dokument vollster Aufrichtigkeit gegen sich selbst ankündigt. Aber sie alle bleiben weit zurück hinter der **Kraft und dem Mut des Selbstbekenntnisses**, das Ibsen in seinen Kronprätendenten abgelegt hat. Hier scheint dem psychologisch Betrachtenden zum *ersten* der seltene Wert des Werkes zu liegen, hier auch die tiefsten Wurzeln seiner großartigen Wirkung.

Müßig die Frage, ob Ibsen *planmäßig* ein solches Bekenntnis ablegen *wollte*. Offen vielleicht sogar das Problem, ob ihm überhaupt *bewußt* gewesen, wie viel und was er damit über sich ausgesagt hat. *Daß* er es getan, daß hier ein *ganzer* Mensch mit seinem Guten und seinem Schlechten, seinem Hoffen wie seinem Verzweifeln, seinem Trachten und seinem Versagen auch sich enthüllt, — auf jeglichen Versuch der Verschleierung, der Beschönigung verzichtend, — das ist das Einmalige, Mitreißende, das keinen unberührt läßt, der überhaupt zu empfinden fähig ist. Denn „mitgehen" in des Wortes ursprünglichster Bedeutung können wir nur dort, wo aus Urtiefen her etwas uns anrührt, das auch in uns selbst zum Klingen gebracht werden kann. Wo wir nur Zuschauer, wo wir nicht „Mitleider" sind, dort stellt das Gefühl der Rührung sich niemals ein.

Hier aber, in den Kronprätendenten klingt nahezu alles mit, das Menschen überhaupt zu erleben vermögen; so reich facettiert war *Ibsens* Geist, daß kaum eine Seite seelischen Geschehens unbeleuchtet bleibt im Licht dieser funkelnden Beichte, die fast an keinem einzigen menschlichen Problem vorübergeht. Nicht alle sind in den Vordergrund gerückt, wie wäre das auch möglich im Rahmen eines einzelnen Dramas. Im Ansatz aber finden wir alles vor, was menschliche Problematik umfaßt. Und zugleich finden wir darin die Auseinandersetzung, die Ibsen mit seiner eigenen Problematik führt. Dies die *zweite* Quelle des Reichtums, der in dem Werk zu finden ist.

Doch in der Reichhaltigkeit der Kronprätendenten liegt noch nicht ihr ganzer Wert. Sie sind auch *schön*, von jener Schönheit, deren tiefster Grundzug *moralisches Ebenmaß* ist. Daß Ibsens Beichte bei all ihrer vielfachen Zwiespältigkeit uns schön dünkt, daß wir den, der sie ablegt, mit seinen Schwächen und Irrtümern lieben können, das ist der *dritte* und nicht der letzte Gewinn, den die Kronprätendenten uns schenken.

Noch eines bleibt hinzuzufügen: in allem, was wir von Ibsen wissen, schlägt ein gewisses Moment der Sparsamkeit durch. Es wird ganz real von seiner Vermögensverwaltung berichtet und es waltet auch bei seinen seelischen Ausgaben vor. Nur hier, dieses einzige Mal, ist er verschwenderisch mit sich umgegangen. Dank sei ihm dafür gesagt.

Chronik.

Prof. Dr. Alfred Adler wieder in New-York.

Prof. Dr. Alfred *Adler*, ist, nachdem er in den Monaten Mai und Juni in mehreren Universitäten Englands und in mehreren Vorträgen in Holland die Individualpsychologie verbreitet hat, wieder an das Long Island Medical College, New Jork, zurückgekehrt. Das obligatorische Prüfungsthema für etwa 100 Medizinstudenten, die dort ein Jahr lang seine Vorlesungen besuchten, lautete diesmal: „Description of the potentially neurotic child", — sicherlich ein schweres Thema, das schriftlich ausgezeichnet beantwortet wurde.

Während seines Aufenthaltes in England und Holland wurde Prof. *Adler* und der Individualpsychologie überall ein warmer Empfang bereitet. *Adler* sprach in den Universitäten von London, Plymouth, Cardiff, Exeter, Cambridge, Oxford und Liverpool, und in einigen wissenschaftlichen Gesellschaften Englands und Hollands. Eine Unterredung mit dem Minister des Home Office (Kulturministerium) in London zeigte das große Interesse leitender Kreise für die Befunde der Individualpsychologie bezüglich der Vorbeugung des Verbrechens. Der katholische Erzbischof in Liverpool wies als Vorsitzender und ehemaliger Professor der Philosophie in Cambridge auf die hohe Bedeutung der Individualpsychologie hin, die die moderne Psychologie von den unklaren und phantastischen Annahmen anderer Schulen gereinigt hat.

Wiener Verein für Individualpsychologie.

Vorträge:

27. April 1936: Dr. med. Alexander *Müller:* Der Sinn der Neurose.
4. Mai: Dr. med. Franz *Plewa:* Problematik der Ehe.
11. Mai: Dr. med. Felix *Grünberger:* Der normale Mensch.
18. Mai: Dr. med. et. phil. Lydia *Sicher:* Wünschen und Wollen.
25. Mai: Dr. med. Franz *Plewa:* Trieb und Triebhandlungen.
8. Juni: Dr. phil. Alice *Friedmann:* Wahrheit und Lüge.
15. Juni: Dr. med. Rudolf *Dreikurs:* Grenzen und Möglichkeiten der Erziehung.
22. Juni: Dr. med. Alexander *Müller:* Die Welt der Werte.

Ärztliche Diskussionsabende des Wiener Vereins für Individualpsychologie.

Vorträge:

29. April 1936: Dr. Margret *Hilferding:* Der menschliche Lebenslauf in individualpsychologischer und experimentalpsychologischer Betrachtung.
13. Mai 1936: Zwiegespräch, eine Behandlung darstellend. (Dr. *Sicher* — Dr. *Dreikurs.)*
27. Mai 1936: Dr. Alexander *Müller:* Angst- und Zwangsneurose.

The Medical Society of Individual Psychology.

11th June, 1936, at 8.30 p. m. 11, Chandos Street, London W. 1. A Symposium: "Psychotherapy in General Practice": Contributions by Drs. *A. C. Court, M. Marcus, F. Crown* and *F. Lubner.*

Alexander Baldie, Hon. Sec. 7, Warrington Gardens, W. 9. Tel. Abercorn 4200.

Nachrichten und kleine Mitteilungen.

Unsere Mitarbeiterin Frau *Hedwig Schulhof* (Reichenberg) hielt am 13. März in Prag einen Radiovortrag „Frau, Friede, Freiheit!" und sprach am 30. April in *Wien* im Bund österreichischer Frauenvereine über „Frauenseele und Frauenpolitik".

*

Unsere Mitarbeiterin Frau *Sofie Lazarsfeld* (Wien) hielt vom 8. bis 15. Mai in *Skandinavien* sechs Vorträge (drei in Stockholm, einen in Göteborg, zwei in Oslo). Die Einladung ging von verschiedenen Frauenvereinen aus, dann von der Siljanskolan und der norwegischen Lehrervereinigung.

*

Die Mitarbeiter der Zeitschrift werden ersucht, nur einseitig mit der Maschine geschriebene Manuskripte einsenden zu wollen.

*

Die in diesem Heft besprochenen und angekündigten Bücher sind durch die *Buchhandlung Perles, Wien, I., Seilergasse 4,* zu beziehen.

*

Einige wenige Exemplare des *vollständigen ersten* und *vierten* sowie des *unvollständigen zweiten* und *dritten* Jahrganges der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" sind durch die *Administration, Wien, VI., Joanelligasse 6,* und vom V. Jahrgang an durch die Buchhandlung Perles Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.

*

Erneuerung des Abonnements.

Die Administration bittet um ehebaldigste Überweisung der Abonnementbeträge für 1936, sowie der etwaigen Rückstände, an die Adresse der Zeitschrift: Wien, VI., Joanelligasse 6.

Herausgeber, Eigentümer, Verleger: Dr. Heinz Sternberg, Wien, I., Seilerstätte 15.
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6.
Druck: Ferdinand Berger, Horn, Niederösterreich.

LITERATUR DER INDIVIDUALPSYCHOLOGIE:

DR. ALFRED ADLER: **Der Sinn des Lebens.** 1934. Verlag Dr. Rolph Passer (vorm Dr. H. Epstein), Wien-Leipzig. 205 Seiten. Zweite Auflage. — Holländische, griechische, tschechoslowakische und polnische Übersetzungen in Vorbereitung.

Livets mening. Bokförlaget Natur och Kultur. Stockholm, 1934.

El sentido de la vida. Editor Louis Miracle. Barcelona, 1935.

Menschenkenntnis. 4., verbesserte Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1931. VIII und 226 Seiten. RM. 7.20, Ganzleinen RM. 9.—. — Englisch: Understanding Human Nature. Translated by Walter Béran Wolfe. New York, 1928, 5. Aufl. Greenberg Publisher. — Holländisch: Menschenkenntnis. Geautorizeerde Vertaling van P. van Schilfgaarde. Utrecht 1932, Erven J. Bijleveld. — Dänisch: Menneskekundskab. Autoriseret Oversaettelse for norge og Danmark auf Otto Gelsted. 1930, Oslo & Kopenhagen, Martin Forlag. — Spanisch: Conocimiento del Hombre. Traducido por Humberto Bark. 1. Aufl. Madrid 1931. Espasa Calpe S. A. — Schwedisch: Verlag Erdtracht, Stockholm.

Praxis und Theorie der Individualpsychologie. IV. Aufl. München, J. F. Bergmann. 1930. VII, 245 Seiten. RM. 11.50, geb. RM. 13.15.

Praxis and Theory of Individual Psychology. II. edition. London, Kegan Paul. 1927.

Über den nervösen Charakter. IV. Auflage. München, J. F. Bergmann. 1928. RM. 9.45, geb. RM. 10.80.

Le Temperament Nerveux. Übersetzt von Dr. Roussel. Paris, Edition Payot. 1926.

The Pattern of Life. With an Introduction by Dr. W. Béran Wolfe. Cosmopolitan Book Corporation. New York, 1930. 273 pag. Doll. 3.—.

Das Problem der Homosexualität. München, Ernst Reinhardt. 1917. (Vergriffen.)

Das Problem der Homosexualität. Erotisches Training und erotischer Rückzug. Verlag S. Hirzel, Leipzig. 1930. VIII und 110 Seiten. Kartoniert RM. 4.—.

Die andere Seite. Eine massenpsychologische Studie über die Schuld des Volkes. Wien, Leopold Heidrich G. m. b. H. 1919.

Studie über Minderwertigkeit von Organen. München, J. F. Bergmann. 1927. VII, 92 Seiten. RM. 3.78. (Die erste, vergriffene, Ausgabe ist im Verlage Urban & Schwarzenberg, Berlin-Wien, 1907 erschienen.)

Individualpsychologie in der Schule. Vorlesungen für Lehrer und Erzieher. Leipzig, S. Hirzel. 1929. III und 114 Seiten. RM. 5.—, Ganzleinen RM. 6.30. (Vergriffen.)

La Psicologia individual en la Escuela. Ediciones de la Revista de Pedagogia. Madrid.

Schwer erziehbare Kinder. Zweite Auflage. Dresden (Buchholz-Friedewald), Verlag Am andern Ufer. 1927.

Die Technik der Individualpsychologie. Erster Teil. **Die Kunst, eine Lebens- und Krankengeschichte zu lesen.** München, J. F. Bergmann. 1928. RM. 6.75, gebunden RM. 8.10. Zweiter Teil. **Die Seele des schwererziehbaren Schulkindes.** München, J. F. Bergmann. 1930. Geheftet RM. 9.—, gebunden RM. 10.35.

The case of Miss R. The Interpretation of a Life Story. Translated by Eleanore and Friedrich Jensen M. D. New York, Greenberg Publ. 1928.

Problems of Neurosis. A book of case-histories. Edited by **Phillip Mairet.** With a preface by **F. G. Crookshank.** London, Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., Ltd. 1929. XXXVII and 178 pag.

The Case of Mrs. A. (The Diagnosis of a Life-Style.) With a foreword of **F. G. Crookshank.** 1931. London, The C. W. Daniel Company.

What Life should mean to you. Little, Brown & Co., Boston. 1931. Doll. 3.—.

Liz. **Ernst Jahn** und Prof. Dr. **Alfred Adler: Religion und Individualpsychologie.** Eine prinzipielle Auseinandersetzung über Menschenführung. 1933. Verlag Dr. Rolph Passer (vorm. Dr. H. Epstein), Wien-Leipzig. 100 Seiten. Zweite Auflage.

ADLER, FURTMÜLLER u. WEXBERG: **Heilen und Bilden.** Ein Buch der Erziehungskunst für Ärzte und Pädagogen. Dritte, neubearbeitete Auflage. Redigiert von Erwin Wexberg. München, J. F. Bergmann. 1928. VII, 355 Seiten. RM. 12.60, gebunden RM. 14.05.

FERDINAND BIRNBAUM: **Die seelischen Gefahren des Kindes.** Ein individualpsychologischer Wegweiser zur Verhütung der Schwererziehbarkeit. VI und 123 Seiten. Verlag S. Hirzel, Leipzig. 1931. RM. 4.50.

AUGUST CESAREC: **Psihoanalisa i individualna psihologija.** Verlag Kaližara Merkantile, Zagreb (Masarykova ul. 9). 1932. 100 Seiten. Dinar 20.—.

LEONHARD DEUTSCH: **Individualpsychologie im Musikunterricht und in der Musikerziehung.** Ein Beitrag zur Grundlegung musikalischer Gemeinkultur. Leipzig, 1931. Steingräber Verlag. 208 Seiten. Halbleinen RM. 3.60.

DR. RUDOLF DREIKURS: **Seelische Impotenz.** Leipzig, S. Hirzel. 1931. RM. 4.50.

Einführung in die Individualpsychologie. Leipzig, S. Hirzel. 1933. IV, 96 Seiten. RM. 2.—.

Das nervöse Symptom. Verlag Moritz Perles, Wien und Leipzig. 1932. Preis: S 2.—.

Alfred Adlers Individualpsychologie. (Holländisch.) J. M. Bredee's Uitgevers-Maatsch. Rotterdam, 1934.

An Introduction to Individual Psychology. Kegan Paul. London, 1935.

DU UND DER ALLTAG: **Eine Psychologie des täglichen Lebens.** In Gemeinschaft mit Freunden der Individualpsychologie herausgegeben von **Johannes Neumann.** Berlin W 9, Martin Warneck. Kartoniert RM. 5.50.

FRAGEBOGEN **zum Verständnis und zur Behandlung schwer erziehbarer Kinder.** Verfaßt und erläutert vom Internationalen Verein für Individualpsychologie. Wien 1924.

DR. SOPHIE FREUDENBERG: **Erziehungs- und heilpädagogische Beratungsstellen.** Leipzig, S. Hirzel. 1928. RM. 5.40, Ganzleinen RM. 6.70.

DR. CARL FURTMÜLLER: **Ethik und Psychoanalyse.** München, Ernst Reinhardt. 1912. RM. 1.—.

EYÜP HAMDI BEY: **Ferdî Ruhiyat.** Her hakki mahfuzdur. Nesreden. Yeni Anadolu müesesesi. Konya, 1933.

HANDBUCH DER INDIVIDUALPSYCHOLOGIE: **In Gemeinschaft mit zahlreichen hervorragenden Individualpsychologen herausgegeben von Dr. Erwin Wexberg.** München, J. F. Bergmann. 1926. XII und 864 Seiten. RM. 41.85, gebunden RM. 44.—.

Fortsetzung auf der vierten Umschlagseite

DR. ARTHUR HOLUB: **Die Lehre von der Organminderwertigkeit.** Verlag S. Hirzel, Leipzig. 1931. RM. 4.—.

INDIVIDUUM UND GEMEINSCHAFT: Schriften der Internat. Gesellschaft für Individualpsychologie. Herausgegeben von Dr. Alfred Adler, Dr. Leonhard Seif, Otto Kaus. München, J. F. Bergmann. Jedes Heft steif brosch. Bisher erschienen: JOHANNES NEUMANN: **Die Gefühle und das Ich.** 1926. RM. 3.24. — Dr. med. ALEXANDER NEUER: **Mut und Entmutigung.** Die Prinzipien der Psychologie Alfred Adlers. 1926. RM. 1.35. — OTTO KAUS: **Die Träume in Dostojewskis „Raskolnikoff".** 1926. RM. 3.—. — ELISABETH BELLOT: **Individualpsychologie und Schule.** 1926. RM. 2.43. — SOFIE LAZARSFELD: **Die Ehe von heute und morgen.** 1927. RM. 2.70. — Professor Dr. FOLKERT WILKEN: **Die nervöse Erkrankung als sinnvolle Erscheinung unseres gegenwärtigen Kulturzeitraumes.** Eine Untersuchung über die Störungen des heutigen Soziallebens. 1927. RM. 3.78.

DR. ERNST KAHANA: **A freudizmus után. Bevezetés Adler Alfred individualpszichologiájába.** (Jenseits des Freudismus. Einleitung [ungarisch] in die Individualpsychologie Dr. Alfred Adlers.) Brasov, Str. Portilor 64—66. Rumänien. Wilhelm Grünfeld & Co. 1924. Preis 40 Lei.

OTTO KAUS: **Der Fall Gogol.** München, Ernst Reinhardt. 1912.

PROF. DR. GEORG KLATT: **Psychologie des Alkoholismus.** Ein Versuch. Carl Marhold Verlag, Halle a. S. 1932.

SOFIE LAZARSFELD: **Kleist im Lichte der Individualpsychologie.** Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1925—1926. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1927. — **Erziehung zur Ehe.** Verlag Moritz Perles, Wien-Leipzig. 1928. 95 Seiten. Broschiert S 3.60. (Eine bulgarische Übersetzung dieses Buches ist im Verlage W. Pawurdieff, Sofia, unter dem Titel „Wazpitanie za braka-predbracna pedagogika", eine russische Übersetzung „Vozpitanie z brakiu" im Verlag Orient, Riga, 1928, 88 Seiten 8°, erschienen. — **Wie die Frau den Mann erlebt.** Verlag für Sexualwissenschaft, Leipzig-Wien, 1931. 331 Seiten, RM. 12.—. (Serbische Übersetzung: Kako Zena Dozivljuje Muškarca, von Tomasič, mit Einleitung von Dr. Aleksander D. Kostič. Verlag Svetlost. Beograd, 1933. — Englische Übersetzung: Rythme of Life. Publ. Greenberg. New York, 1934.) — **Rythme of Life. A guide to sexual harmony for women.** Publ. Routledge, London.

DR. DEMETRIOS MORAITIS: *Η Ἀτομικὴ ψυχολογία* (Individualpsychologie). 316 Seiten. Verlagsbuch handlung Johan. Sideris, Athen. 1930. Preis geb. RM. 5.50.

PROF. H. MUTSCHMANN (DORPAT): **Der andere Milton.** Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder. 1920. — **Milton und das Licht.** Halle a. d. Saale, Max Niemeyer. 1920.

OBERAMTSRICHTER DR. OTTO NAEGELE: **Richter und Jugendlicher.** Selbstverlag. Vergriffen. — **Der Erziehungsgedanke im Jugendrecht.** Beiträge zur kriminalpädagogischen Reform. Leipzig, Ernst Oldenburg. 1925.

DR. JOHANNES NEUMANN: **Psychiatrische Seelsorge im Lichte der Individualpsychologie.** 2. Auflage. Schwerin i. Meckl., F. Bahn. 1927. RM. 1.20.

DR. D. E. OPPENHEIM: **Dichtung und Menschenkenntnis.** Psychologische Streifzüge durch alte und neue Literatur. München, J. F. Bergmann. 1926. LXXXIV, 262 Seiten. RM. 8.10.

RICHTIGE LEBENSFÜHRUNG. Volkstümliche Aufsätze zur Erziehung des Menschen nach den Grundsätzen der Individualpsychologie. Herausgegeben von **Sofie Lazarsfeld.** Wien u. Leipzig, Moritz Perles. 1926. (Jedes Heft S —.80 [RM. —.50].) Bis jetzt erschienen: **Sofie Lazarsfeld: Vom häuslichen Frieden. — Dr. Erwin Wexberg: Seelische Entwicklungshemmungen. — Dr. Margret Hilferding: Geburtenregelung. — Dr. Leopold Stein: Die Sprache des Kindes und ihre Fehler. — Dr. Alfred Adler: Liebesbeziehungen und deren Störungen. — Martha Holub: Geschwisterkampf.** 1928. — **Hilde Krampflitschek:** Elternliebe. — Aus der Schule geplaudert (von einem Lehrer). — **Sofie Lazarsfeld: Sexuelle Erziehung.**

DR. EUGEN SCHMIDT: **Das Verbrechen als Ausdrucksform sozialer Entmutigung.** Verlag J. Schweitzer, München-Berlin-Leipzig. 1931. RM. 3.40.

DR. PAUL SCHRECKER: **Henri Bergsons Philosophie der Persönlichkeit.** Ein Essay über analytische und intuitive Psychologie. München, Ernst Reinhardt. 1912. RM. 1.50.

HEDWIG SCHULHOF: **Individualpsychologie und Frauenfrage.** München, Ernst Reinhart. **Henrik Ibsen. Der Mensch und sein Werk im Lichte der Individualpsychologie.** Reichenberg, Erich Spiethoff. 1923. 20 tschech. Kronen.

DR. HUGO SPERBER: **Todesgedanke und Lebensgestaltung.** Verlag Moritz Perles, Wien-Leipzig. 1930.

TECHNIK DER ERZIEHUNG, herausgegeben von **Sofie Lazarsfeld.** Leipzig, S. Hirzel. 1928. RM. 10.80, Ganzleinen RM. 12.—.

DR. ERWIN WEXBERG: **Ausdrucksformen des Seelenlebens.** Kampen (Sylt), Niels Kampmann Verlag. RM. 3.30, gebunden RM. 4.50. — **Das nervöse Kind.** Ein Leitfaden für Eltern und Erzieher. Wien und Leipzig, Moritz Perles. S 3.60 (RM. 2.30). — Your Nervous Child. Translated by Walter Béran Wolfe, M. D., F. R. S. M. — New York, A. & C. Boni. 1927. Doll. 1.75. — **Die individualpsychologische Behandlung.** In „Die psychischen Heilmethoden", herausgegeben von **Dr. Karl Birnbaum.** Leipzig, Georg Thieme. 1927. Seite 297—367. RM. 18.60, gebunden RM. 21.—.
Individualpsychologie. Eine systematische Darstellung. 2., verbesserte Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1931. VIII und 342 Seiten. Oktav. RM. 9.50, Ganzleinen RM. 11.50. — **Individual psychological treatment.** Translated by Arnold Eiloart. London W. C. 1. 46 Bernard Street. Publ. The C. W. Daniel Company. 6/-net.
Einführung in die Psychologie des Geschlechtslebens. Leipzig, S. Hirzel. 1930. VI und 120 Seiten. Kartoniert RM. 4.—. — **Sorgenkinder.** Leipzig, S. Hirzel. 1931. VIII und 150 Seiten. Oktav. Kartoniert RM. 5.—, Ganzleinen RM. 6.50.
Arbeit und Gemeinschaft. Leipzig, S. Hirzel. 1932. VIII und 121 Seiten. RM. 4.—, Ganzleinen RM. 5.50.

Sämtliche hier angeführten Werke sind durch die „Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie", Wien, VI., Joanelligasse 6, oder durch die Buchhandlung Perles, Wien, I., Seilergasse 4, zu beziehen.